

JEDES KLEIN



er Co.

Street.
ellen.
a 5.
e 7.
iteux.

atorium
llen schmerz-
re. Flac. 3M.
Liosenstr. 13

einer großen
efähigte Dame
ht bereits in
en sein muß.
Deutsche

üringer, von
em Aeussern,
cht zur Grün-
slichkeit die
leinstehend,
nften Gemüts
der Jahren zu
geschlossen.
u. m. Photogr.
Expedition d.
in SW. Dis-
r streng verb.

then
mit entsprechen-
te Dreißig, ca
00 000. Briefe,
werden, unter
Leipzig.

sehr gut rent-
nfr. Vermögen
Dame nicht
Vermögen

wird weniger
daß Betr. einen
er besitzt. Viele
tonc.-Exp. von
W. zu richten
retournirt.

such!

lofer Ehe ge-
ger, wohnhaft
12000 Ein-
groß, gesund
Ehe eingehen.
er von 21-25
roßer Gestalt,
Familie, die
u wollen, wer-
Mitteilungen
rman tschajis-
und Namens-
an Rudolf
zu lassen.

Chicago
Eintom-
Dreißiger,
ing nicht
ographien
hren, die
hvoll, gut
Vermögen
durch die
r Tage-
blich.

men!

Erwerb
Erfahrung zc.
offerten er-
weitbepannte
Bielefeld.

MODERNE FASHION

ERBAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Nr. 12.

Monatlich vier Nummern.

Berlin, 21. März 1892.

Vierteljährlich
2 1/2 Mark = 1 1/2 fl. ö. W.

38. Jahrg.

Bei der großen Fülle von Mode-Neuheiten, welche der „Bazar“ seinen Leserinnen in den vorwiegend der Mode und der Handarbeit gewidmeten Nummern vorführt, macht sich dennoch das Bedürfnis geltend, daß fortan auch in den Unterhaltungs-Nummern neben den kolorierten Bildern noch andere modische Neuheiten veröffentlicht werden. Dadurch ist der „Bazar“ die einzige allwöchentlich erscheinende Modenzeitung. Schon in dieser Nummer beginnen wir mit der Ausführung unseres Vorhabens, um im neuen (2.) Quartale damit fortzufahren in der Hoffnung, den vielseitig geäußerten Wünschen der verehrten Leserinnen damit zu entsprechen.

Die Redaktion.

Unsere Mutter.

Roman von E. Haidheim.

Nachdruck verboten.

Ich bitte dich inständig, Trudchen, hilf mir, sprich ein gutes Wort zu Harald,“ schloß der junge Mann, welcher neben der ihm im Alter etwa gleichstehenden jungen Frau an deren Nähtische stand, eine längere Rede.

Die reizende Frau mit dem goldigschimmernden, braunen Haar schwieg nachdenklich und blickte ernsthaft in des Schwagers erregte Augen. Es lag in den ihrigen, die von hellbrauner Farbe waren, eine gewisse Scheu und auf ihren Wangen ein tieferes Rot, als sonst.

„Es ist ganz richtig, was du denkst,“ fuhr dieser fort, „aber deine fühlenden Blicke bessern es nicht.“

„Wie kannst du denn wissen, was ich eben dachte?“ lächelte sie mit dem Versuch, eine leichtere Stimmung anzubahnen.

„Als wenn ich nicht immer in deinen Augen und deiner Seele gelesen hätte!“ rief er mit unterdrückter Leidenschaft, „und als ob ich nicht wüßte, du bist nicht blind, du weißt . . . Trudchen, hilf mir, daß ich fortkomme, es ist besser für mich, als alle brüderliche Liebe Haralds, die mir doch nicht helfen kann!“

Rot und bleich werdend, war er im Sprechen mit einigen raschen Schritten von ihr weggetreten, bis mitten in das Zimmer, gleichsam als wolle er sich flüchten aus ihrer Nähe.

Mit großen, erschreckten Augen hatte sie ihn schon angesehen. „Also doch!“ stand darin zu lesen. Zugleich aber rief sie erregt und hart: „Sei still, Dittfried, kein Wort weiter, oder es ist alles aus und vorbei zwischen uns für immer!“

„Das ist's auch so!“ murmelte er bitter und trat an das Fenster, welches am weitesten von ihrem Plaze lag. Von dort konnte er die ganze Straße hinabsehen; heute waren seine Blicke aber nicht auf das lebhafteste Getriebe derselben gerichtet, sondern nach innen, wo Vernunft und Herz, Pflicht und Leidenschaft im harten Kampfe rangen.

Die junge Frau war sehr blaß geworden; ihre feinen, regelmäßigen Züge hatten indes nichts von dem Ausdruck der Strenge verloren, und zwischen ihren dunklen Brauen lag ein Fältchen.

Mehrere Minuten vergingen; keines von beiden rührte sich; sie überlegten vielleicht, wie sie wieder zurück könnten in das Fahrwasser einer ruhigen Unterhaltung.

Er schien diesen Rückweg nicht zu finden; sie konnte sein Gesicht nicht sehen, aber sie



Frühjahrs- und Sommerhüte. (Beschreib. S. 119.)

kannte ihn gut genug, um sich auszumalen, wie er jetzt mit sich rang und sich schämte, sich ihr verraten zu haben.

So begann sie denn wieder: „Du sollst das Geld haben, Ottfried; Harald wird es, wie du selbst sagst, gerade jetzt schwer entbehren, aber im Notfall wird es gehen, und ich will ihn darum bitten; daß du so unerwartet ihn allein lassen mußt, wo er dich in der Steinbruchsfache sehr nötig hat, ist schlimm für ihn, aber es ist nicht zu ändern und —“

„Und je schneller, um so besser, Trudchen!“ Klang es dumpf und wieder in solcher Aufregung von dem fernem Fenster zu ihr herüber, daß sie von neuem und jetzt noch mehr erschrak.

„Ja, ich bin ganz einverstanden!“ sagte sie mühsam. Dann aber rief sie nach einem Blick aus dem Fenster hörbar erleichtert: „Da kommt Harald schon, das ist gut!“

Ein großer, kräftiger Mann schaute nach dem Erker hinauf und grüßte lächelnd.

Ohne einen Gedanken an den jungen Schwager zu haben, dessen Herzenszustand ihr erst eben erschreckend klar geworden, erwiderte sie den Gruß ihres Gatten und blickte voll Freude über seine unerwartet frühe Heimkehr ihm entgegen.

„Wie wird Gustav sich freuen, daß er nun seinen Geburtstag nicht ohne den Papa feiern muß!“ rief sie heiter, in dem ganzen egoistischen Unbedacht ihrer dreißigjährigen Jahre und ihres Eheglückes.

Aus Ottfrieds dunklen Augen traf sie ein Blick, der ihr nun doch etwas wie Reue über ihre Rücksichtslosigkeit und Mitleid mit ihm einflößte.

„Es wird besser sein, Harald erfährt durch dich das Nötige — ich gehe!“ murmelte er und wandte sich nach der Thür.

„Ja, geh nur, Ottfried!“ sagte sie, und wieder berührte ihn der gänzliche Mangel an Wärme oder an Sympathie mit seinem Zustande auf das Verlebensdite.

„Wenn ich sein Jagdhund und krank wäre, so hätte sie mehr Teilnahme für mich!“ sagte er sich in tiefer Bitterkeit.

Unterdes war Harald Erdanger seinem Hause ganz nahe gekommen und Trudchen auf den Balkon getreten, der die beiden weit vordringenden Erker verband. Dort sah die Kinderfrau im warmen Sonnenschein eines der letzten Oktobertage und zeigte ihrerseits dem sechs Monate alten Baby den Papa, während Lora, das zweieinhalbjährige Töchterchen, durch das Balkongitter die Aermchen streckte und mit heller Stimme „Papa! Papa!“ rief.

Drüben auf der andern Seite der Straße sah der Senator Wolfonder am Fenster, ein würdiger und hochangesehener, alter Herr, und neben ihm las seine Gattin ihm die Zeitung vor.

Er hatte mit Vergnügen die kleine Empfangsscene beobachtet, und da jetzt der Baumeister Erdanger eben in der Thür seines schönen Hauses verschwand und die junge Frau zugleich vom Balkon, die Kinder mit sich nehmend, sagte er: „Eine glücklichere Ehe kann es doch kaum geben, als die da drüben!“

„Ja, das ist wahr, eine wahre Augenlust ist's, wie die Frau an dem Manne hängt und er an ihr! Und dazu die reizenden Kinder! Und das ganze Haus immer, als ob alle Tage Sonntag wäre!“

„Ja, ja, wenn er darin nur nicht zu viel thut,“ meinte Herr Wolfonder, bedenklich den Kopf schüttelnd.

„Aber, ich bitte dich, Mann! Die Frau ist reich —“

„Reich? Wohlhabend ist sie, nun ja, aber du bist doch alt genug geworden, um zu wissen, daß Heiratsthalter immer doppelt zählen?“

„Und wenn auch, er hat die brillante Einnahme.“

„Das hat er, aber er hat mir zu viel Segel aufgesetzt, Frau, ich möcht' ihn wohl mal warnen — doch am Ende, was mich nicht brennt, das blas' ich nicht!“

„Höre Mann, wenn du meinst, es ginge wirklich drüben zu viel drauf —? Er hält so viel auf dich!“

„Rechne du nur selbst mal, Lisbeth, was sie da jährlich etwa verbrauchen! Und dann das teure Haus.“

„Aber solid gebaut, Mann, alles vom Besten.“

„Für Jahrhundert, ja, ein Bau wie es jetzt gar keinen weiter giebt, er hat nichts dran gespart; aber man muß doch auch rechnen. Und dann dieser Luxus in der inneren Einrichtung!“

„Ihre Aussteuer, Mann!“

„Ach, Unsinn! Wer von beiden es bezahlt, ist gleichgiltig, ich rechne die Zinsen, die das alles kostet, und ich habe doch auch gehört, daß er auf das Haus ein großes Stück Geld aufgenommen, um den Steinbruch zu kaufen.“

„Das soll aber eine gute Spekulation sein.“

„Er selbst sagt es, und keiner versteht sich hier besser darauf; aber immerhin, Frau, ich wollte, der Erdanger triebe es ein wenig vorsichtiger.“

„So sprich doch wie ein Vater zu ihm! Wozu sind wir denn getreue Nachbarn?“ rief eifrig und überredend die Frau. Es klopfte, und auf das „Herein“ trat der Telegraphenbote ein und überreichte eine Depesche.

„Rückantwort bezahlt,“ sagte der Mann dabei. Der Senator lachte. „Das sieht ihm ähnlich!“ Er hatte das Telegramm schon gelesen.

Auf ein Blatt Papier schrieb er als Rückantwort: „Unbedenklich, das Geld nirgend sicherer!“ Dann ging der Bote wieder fort.

„Alles, Trudchen! Guten Morgen, mein lieber Schatz!“ Und er küßte sie noch einmal auf die frischen Lippen.

Während er den Ueberzieher ablegte und in einen Wandschrank am Flur hängte, kam die Kinderfrau mit den Kleinen herunter; sie mußten den Papa begrüßen, und wahrlich, Harald Erdanger konnte stolz sein auf die reizende Frau und die schönen Kinder.

„Unsere Mutter! Am! Getta will auf den Arm!“ bat das Aelteste.

Sie waren eben im Begriff, in das Eßzimmer zu gehen, Harald mußte durchaus erst frühstücken. Frau Gertrud rief ihre Befehle dazu dem jetzt eben erst herankommenden Diener zu, der sich entschuldigte, er habe im Garten das Laub zusammengeharkt und deshalb den Herren Baumeister nicht kommen hören; da wurde die Hausthür aufgerissen, und ein zehnjähriger Junge stürzte herein.

„Hurra! Doktor Eulenburg ist krank! Hurra! Den ganzen Tag keine Schule!“ jubelte er und, dem Papa nur flüchtig in Kinderart die Wange reichend, wandte er sich an die Mama: „Unsere Mutter, denke dir den Spaß! Herr Geier, der den Doktor Eulenburg vertreten sollte, ist gestern verstorben, nun hatten sie keinen!“ Er hängte sich zärtlich, freudeglühend an sie und blickte mit den frohen Kinderaugen zu ihr auf, die sichtlich den lebhaftesten Anteil für seine Erlebnisse hatte. Sie war im Thürrahmen zurückgehalten, und dieser umschloß die junge Frau mit den drei Kindern, daß es wie ein schönes Bild mütterlichen Glückes ansah. Sie hielt das Baby auf dem Arm, Getta hatte ihre Knie umfassen und wollte auch gern getragen sein, Gustav ihren rechten Arm umfaßt.

Harald Erdanger aber sah die kleine Scene an und dachte gerührt: „Sollte man es glauben, daß sie die Stiefmutter ist? Der Junge hält mehr auf sie, als auf mich.“

„Na, nun laßt unsere Mutter nur erst mal frei, daß sie zu einem Stuhl kommen kann, ihr wildes Volk!“ sagte er lachend. Auch er nannte sie heute, wie seine Kinder es stets thaten, „unsere Mutter.“

Die Benennung hatten ihr die Stiefkinder gleich zu Anfang gegeben. Die armen Kleinen mochten wohl unter den Mitleidshänden manchmal bitter gelitten haben, denn den Vater führte sein Beruf den ganzen Tag fort von ihnen. So erschien damals der siebenjährigen Ida und dem sechsjährigen Gustav die neue, schöne Mama mit ihrem Frohsinn und ihrer Zärtlichkeit wie ein Engel der Erlösung, und stolz, ja triumphierend hatten die Kinder sie stets „unsere Mutter“ genannt, ein Name, den sie festhielten und den Trudchens eigene Tochter ebenso annahm.

„Unsere Mutter“ sah jetzt neben dem Gatten, und der Diener begann den Frühstückstisch zu ordnen.

„Wie ich mich geängelt habe, daß du eine vergebliche Reise thun könntest!“ sagte sie zu ihrem Gatten. Ich habe dir den ganzen Abend gestern die Daumen gehalten und konnte nicht einschlafen vor Angst, daß ich's vergessen würde, da habe ich mir zuletzt die Daumen in der Hand festgebunden, mußte die Bänder aber wieder abnehmen, es that auf die Dauer so weh! Nun hat's doch geholfen.“

„Du kleine Thörin! Daß du so was nicht wieder thust. Ein so abergläubisches Frauchen! Und geholfen hat's auch nicht, denn gestern abend um elf Uhr war die Sache schon ganz in Ordnung,“ lachte er und führte ihre Hand an seine Lippen.

„Aber Mann! Dann hättest du auch depeeschieren können! Die ganze Nacht war ich unruhig um dich!“

„Wenn's nur nicht am besten geseht hätte, Trudchen, am Telegraphen! Ich dachte wohl daran, aber in dem Neste giebt's nichts von den Errungenschaften der Kultur, das reine Bauerndorf, doch die Heilquelle so stark und reich, in zwanzig Jahren ist's ein eleganter Badeort. Ich habe gleich mit Sonnenschnee Pläne gemacht; wir bauen die ganze Geschichte; Sonnenschnee giebt das Geld her und ich den Kopf.“

„Und die Steine, Mann?“

„Ja, Frauchen, das wäre so was; aber der Transport würde zu teuer.“

Inzwischen hatte der Diener Bouillon und ein Ei gereicht, dann den kalten Braten von gestern gebracht; Wein nahm Frau Gertrud selbst aus dem Büfett, und die Kinderfrau mußte jetzt die beiden Kleinen forttragen. Gustav erklärte sich mit leuchtenden Augen bereit, Papa zu helfen, und dann blieben sie allein.

„Ich habe eigentlich keinen Hunger, Trudchen,“ sagte ihr Mann und legte bald die Gabel wieder nieder. „Ehrlich gestanden, ich bin zu froh, daß mir die Sache so gut geclückt ist, und die Ungebuld, an die Arbeit zu gehen, zuckt mir in allen Adern.“

Dabei streckte der kräftige Mann die Arme aus und dehnte sich, daß seine Muskeln sich scharf anspannten. Seine Augen glänzten von Energie und Thätigkeitslust.

„Wie froh bin ich für dich, liebster Mann,“ sagte sie zärtlich.

„Und ich für euch, für meine Lieben! Jetzt bin ich im Zuge. Sonnenschnee sah sofort ein, es war ein ausgezeichnetes Geschäft. Ich werde in zehn Jahren ein Vermögen verdienen haben und, was besser ist, ihr sollt stolz sein auf mein Können! Wir dürfen Sonnenschnee nie vergessen, daß er mir dies Zutrauen schenkt.“

Eine tiefe Wöte der freudigen Erregung bedeckte des Baumeisters Stirn. Er war aufgestanden und ging in dem großen, schönen Raum auf und ab.

„Wo ist Ottfried?“ Ihm fiel der Bruder plötzlich ein. Jetzt dachte auch sie an den Schwager erst wieder, das heißt bei Erwähnung des Steinbruchs war ihr der kurze Auftritt von vorhin durch den Sinn geflogen, aber vor dem, was ihren Gatten näher betraf, auch wieder verschwunden.

„Ottfried? Ich weiß nicht. Er war vorhin bei mir!“ sagte sie etwas bekümmert; sie kannte ihres Gatten eifersüchtiges Temperament.

„Ich werde ihn wohl im Bureau treffen,“ meinte dieser und wollte jetzt aufbrechen.

„Ja, Harald, dort wird er wohl sein, aber ich möchte dich seinetwegen noch einen Augenblick hier behalten. Gustav, mein Junge, geh Ida entgegen, es ist gleich Zeit, daß sie aus der Schule kommt, und vor dem Essen, wenn Papa zurück ist, feiern wir deinen Geburtstag!“ Damit schickte sie den Stiefsohn fort, der bis jetzt der Unterhaltung der Eltern mit sichtbarem Interesse gefolgt war, wobei er Eier und Fleischbutterbrot freilich nicht vergaß.

„Om, ja! Wie sie mich beneiden wird! Kriege ich Schlittschuhe, unsere Mutter? Das sag mir wenigstens!“ Damit

sprang der Junge auf, griff, da sie sehr geheimnißvoll that, jubelnd nach seiner Mütze und lief hinaus.

„Hat er wieder Auswanderungsschullen?“ fragte der Baumeister, seinen jungen Bruder meinend.

„Ja, Harald, und er bat mich um mein Fürwort bei dir!“

„Unsinn! Wo ich für ihn eine Arbeit habe, wie sie lohnender nicht sein kann!“

„Gewiß, Harald! Aber dennoch! Es zieht, es treibt ihn mächtig fort: laß ihm den Willen!“

„Ich werde mich hüten! Daß er draußen sich herumschlägt, wo es ihm hier so gut geht! Der Junge ist wohl albern!“ ärgerte Erdanger sich und wollte damit sein letztes Wort gesprochen haben.

Sie hielt ihn zurück. Betroffen von dem ersten Ausdruck ihrer Augen, blieb er stehen.

„Harald, es muß Offenheit zwischen uns sein, ich bitte dich, laß Ottfried ziehen, es ist besser für ihn.“

„Und für dich?“ flammte er auf, und eine dunkelrote Blutwelle stieg ihm bis unter das dicke Haar.

Sie trat verlegt und stolz zurück.

„Darauf habe ich keine Antwort!“ versetzte sie, nicht ohne Schärfe.

„Trudchen — vergieb! Aber — es macht mich rasend. Der grüne Junge! Und er wagt die Augen aufzuheben zu dir — zu...“

„Du bist ein unvernünftiger Thor, Harald,“ brauste jetzt die junge Frau auf. „Er wagt gar nichts, er will fort, und das ist seine Pflicht; du solltest das anerkennen.“

„Jetzt beschützt sie ihn gar!“

Sie mußte ihren Mann bedauern. „Und nun bitte, geh, vielleicht wirst du ohne vieles Hin- und Herreden vernünftiger,“ sagte sie, schon wieder ruhiger.

Er hatte in diesem Augenblicke nicht die geringste Lust, zu gehen; sie nahm aber so entschieden ihr Schlüsselröschchen und sah so trozig drein, daß er mildere Saiten aufzog.

Nach einigen Parlamentieren gab sie ihm den erbetteten Kuß, dann trennten sie sich.

An der Hausthür rief sie ihn zurück.

„Du sprachst vor einiger Zeit davon, daß Meinhard noch irgend ein Papier in Händen hätte, eine Bürgschaft glaube ich.“

„Ja, ja! Er hätte es mir längst wiederbringen sollen, gut, daß du mich mahnst, Liebchen.“

„War's eine Bürgschaft, Harald?“

„Wie so? Wie kommst du darauf? In der That, ich habe mal für ihn gut gesagt; es war wegen einer größeren Kornspekulation, er machte ein brillantes Geschäft.“

„Aber es hätte doch auch mißglücken können, Harald!“

„Das nicht, Kind! Aber gut, daß du mich erinnerst.“

„Ich weiß nicht, wie es kommt, die Sache geht mich ja gar nichts an, aber seit du sie neulich erwähntest, liegt sie mir immer im Sinn. Und als ich gestern in Papas Bücherei kramte, fand ich in seiner Bibel, du mußt sie sehen, überall Sprüche angestrichen und Bemerkungen dazu geschrieben, und im Fehlsatz stand dreimal untertrichen: Wer sich verbürgt, der ist ein Narr! Da kam mir plötzlich wieder deine Bemerkung ins Gedächtnis.“

„Dein Vater hat vielleicht mal unangenehme Erfahrungen auf dem Gebiet gemacht. Sobald ich Meinhard treffe, soll er das Papier hergeben; es ist nachlässig von ihm, daß er's nicht längst that, und von mir, daß ich's nicht forderte. Na, er hat viel zu thun und —“

„Frau Baumeister, der Fleischer ist da mit dem Kontobuch,“ meldete die Köchin.

„Ach, ja, ich komme schon!“ rief die junge Frau zurück, und jetzt trennten Mann und Frau sich endlich.

Mittags erschien Ottfried nicht zu Tisch. Er schrieb eine Karte, daß er eine Einladung erhalten habe. Harald Erdanger war verstimmt und schweigender als sonst, dagegen plauderten die beiden Kinder aus seiner ersten Ehe so lebhaft wie immer mit ihrer Stiefmutter.

Ida, das Töchterchen, war ein mageres, unschönes Kind, mit großen, sehr dunklen Augen und klugem Blick, hoch aufgeschossen für ihre elf Jahre.

„Onkel Ottfried begegnete mir und Klärchen Meinhard auf dem Walle, er bemerkte uns gar nicht, bis wir ihn anriefen, und so sah er aus,“ erzählte sie, die Hände auf den Rücken legend und den Onkel nachahmend, wie er mit finstern Miene vor sich hinbrütend gegangen war.

[Marginal notes on the right side of the page, partially cut off and illegible.]

„Was ist, Mann?“ fragte sie erschreckt und sah auf das in seinen Händen raschelnde Papier.

Ottfried telegraphierte: „Meinhard an Bord des Dampfers Nautilus nach Montevidéo. Erschreckt sichtlich, mich sehend, verschwand, machte befremdenden Eindruck; Bart abgestutzt, Haar kurz; hörte dort schon allerlei munkeln. Bist du geduckt? Lebte wohl! Ihr hört von mir nicht eher, als bis ich mir eine Stellung errungen habe. Ottfried.“

„Mann! Wie siehst du aus? Das ist ja nicht möglich!“ rief die junge Frau.

„Nicht möglich!“ wiederholte er beinahe fassunglos.

„Dein Papier, Mann! Er konnte doch nichts damit thun?“

„Ich weiß nicht, glaub's nicht; Wolkonder freilich —“

„Sprachst du mit dem?“

„D, nur so obenhin. Aber es ist ja ganz unmöglich! Meinhard? Nein, Unsin! Ich kenne ihn von Jugend auf, er ist ein Ehrenmann!“

Das klang schon wieder ganz besonnen und ruhig.

Aber da lag die Depesche, in Southampton war sie ausgegeben, an Bord des Lloyd-Dampfer „Weiser“. Meinhard fuhr also auf einem anderen Dampfer? Und war es denn Meinhard? Sollte Ottfried sich nicht geirrt haben?

Das Frühstück schmeckte beiden nicht mehr.

„Ich will mal nach Meinhard's Comptoir gehen! Paß auf, die ganze Geschichte ist ein Irrtum. Schweig' nur ja darüber, damit wir dem ehelichen Manne nicht eins anhängen!“ Damit brach Harald auf.

Dann murmelte er ärgerlich: „Und ich habe gerade heute so viel Leute aufs Bureau bestellt!“

Nach etwa zwei Stunden kam er zu seiner Frau zurück. „Beruhige dich, er ist wirklich nach London verreist, aber nur bis Sonnabend. Sein Buchhalter und die anderen Herren sind vollkommen ruhig; ich habe mich natürlich gehütet, meine Gedanken zu verraten. Sie saßen alle und thaten ihre Arbeit — haben keine Ahnung von Schlimmem. Auf der Straße begegnete mir Frau Meinhard, ich begleitete sie, und sie erzählte mir harmlos, ihr Mann habe eine größere Lieferung von bolivianischen Silbererzen übernommen und sei darum nach London!“

„Gottlob! Es war ja auch ganz undenkbar,“ sagte Frau Trudchen erleichtert.

Er schalt auf Ottfried. „Kurzichtig ist er auch, und dann telegraphiert er seine Visionen in die Welt hinein!“

„Jedenfalls hat er im guten Glauben gehandelt, Harald, und in deinem vermeintlichen Interesse!“

„Ja, das schon. Mit Wolkonder will ich aber doch heute noch sprechen wegen Ottfried, er hat drüben gute Beziehungen.“

So ging der Baumeister wieder nach seinem unmittelbaren neben dem projektierten neuen Villenquartier liegenden Bureau zurück. Sein Gemüt war völlig erleichtert und mit all der leidenschaftlichen Freude, die ihn schon in diesen letzten Tagen dreifache Mannesarbeit verrichten ließ, warf er sich auch heute in die Geschäfte. Er hatte Stunden lang keinen Moment Zeit, um an anderes zu denken. Da waren Lieferungskontrakte abzuschließen, Berechnungen zu machen, Baumaterial zu begutachten, Architekten anzuweisen und tausend andere Dinge zu erledigen. Dazwischen kamen hocherfreuende Augenblicke der Genugthuung, wenn Männer, welche er als besonders tüchtig schätzte, ihm ihre Anerkennung und ihre Zustimmung zu seinen Plänen ansprachen.

„Die Stadt muß Ihnen danken, solange sie steht, daß Sie diesen Unglücksfall von Verkommenheit und Verfall zusammenbrechen und ein so schönes Quartier daraus machen,“ sagte später, als er den Senator Wolkonder auf seinem Comptoir aufsuchte, auch dieser.

In angestrengter Geschäftigkeit ging die Woche hin. Erdanger dachte nur flüchtig an seinen Bürgschaftsschein und an Meinhard, hatte er doch den Buchhalter neulich getroffen und der ihm erzählt, Meinhard habe seine Rückkehr brieflich bestimmt auf den Sonnabend Abend festgesetzt.

„Denn Sonntag ist der Geburtstag von Frau Meinhard!“ setzte der würdige, ehrenfesteste Herr hinzu.

„Montag soll mein erster Weg zu ihm sein,“ hatte Erdanger sich gesagt und nun in voller Ruhe seiner Arbeit gelebt.

Einmal sprach er mit seiner Frau bei Tisch auch von Ottfried. Er ärgerte sich über dessen Absicht, nicht eher zu schreiben, als bis er eine Stellung gefunden.

„Und wie nützlich wäre er mir jetzt hier, der alberne Junge! Er hat alle diese Sachen mit mir bearbeitet, kennt meine Pläne bis auf den letzten Gedanken, und da läuft er mir, wo ich ihn am nötigsten habe, davon!“

Sie schwieg still. Ihrer Ansicht nach hatte Ottfried nur gethan, was er thun mußte. In den stillen Stunden dieser letzten Tage war ihr viel Zeit zum Nachdenken gekommen, und da fielen ihr allerlei an sich geringfügige Wahrnehmungen ein, welche ihr bewiesen, daß der junge Schwager hart mit sich gerungen, um seine Leidenschaft zu besiegen. Besonders viel Mitleid hatte sie nicht für seinen Zustand. Sie war selbst zu jung und unerfahren dazu und er in ihren Augen eigentlich immer nur „der Junge“, wie Harald ihn meist nannte.

Am Montag Morgen erschien der Baumeister Erdanger wieder auf dem Comptoir von Meinhard. Es war ihm in dieser letzten Zeit nicht einmal mehr der geringste Zweifel gekommen; nun aber, da der Buchhalter ihm antwortete, der Chef sei noch nicht zurück, schoß ihm plötzlich das Blut glühend heiß in den Kopf.

„Er muß irgendwie verhindert sein!“ sagte der Buchhalter. Es kam Harald Erdanger vor, als blicke der Mann ihn nicht so offen an, wie neulich.

„Hat er telegraphiert? Ich habe eine Sache mit ihm, die mir eilig ist!“ fragte er.

„Nein!“ war die zögernde Antwort.

„Er ist fort! Er ist fort!“ brauste und fauchte es Harald durch den Kopf. Wolkonder's Worte: „Solche ‚Bergeflechten‘ haben oft unberechenbare Folgen“ beängstigten ihn plötzlich im hohen Grade.

Dabei bemerkte er, wie der Buchhalter ihn heimlich forschend ansah, in des Mannes Augen lag eine Angst, die er nicht ver-raten wollte.

Dennoch, wie magnetisch gezogen, trafen ihre Blicke sich. Sie wußten plötzlich beide: Er war fort!

„Könnte ich Ihnen vielleicht zu Diensten sein? Bitte, treten Sie hier ein!“ Damit öffnete der Buchhalter Meinhard's Privatkabinett.

Erdanger that sich Zwang an. „Es ist nur eine Kleinigkeit; Herr Meinhard hat vergessen, mir einen Bürgschaftsschein zurückzustellen, den ich ihm vor längerer Zeit, es sind wohl schon zwei Jahre her, übergab. Wir waren beide damals gerade in Köln; er konnte gerade ein gutes Geschäft machen, und wenn er nicht zugriff, war's zu spät.“

Das Gesicht des Buchhalters wurde immer starrer und länger. „Davon weiß ich allerdings nichts, Herr Baumeister.“

„Nun — ich komme wieder.“

„Bitte, wir haben schon telegraphiert; die Antwort kann jeden Augenblick da sein, oder er selbst.“

Erdanger ging. Der Ausdruck in dem Gesicht des Buchhalters verfolgte ihn, er konnte keinen klaren Gedanken fassen, und doch sagte er sich immer wieder: „Er hat den Zettel in seinen Papieren vergessen, er ist ein Ehrenmann.“

Am Abend war Meinhard nicht da; auch keine Nachricht von ihm.

Doch! Ein Handlungsreisender hätte erzählt, er habe Meinhard in Amsterdam getroffen, aber nur flüchtig; die Daten stimmten anscheinend nicht mit Ottfried's Telegramm.

Noch wagte niemand dem Erstaunen, der Unruhe Worte zu geben.

Da, am anderen Morgen durchlief das Gerücht die Stadt, Meinhard sei flüchtig, bankrott; es handelte sich um Börsenspekulationen der gewagtesten Art.

Zuerst wollte man es nicht glauben, Meinhard's Kredit war immer gut gewesen. Dann aber wurde bekannt, der Baumeister Erdanger sei bankrott, er habe sich für Meinhard verbürgt. Von Hamburg aus wurde die Bürgschaftsverpflichtung geltend gemacht.

Bläß bis auf die Lippen, ganz entsetzt von der Aufregung, stand Erdanger reisefertig.

„Ich bitte dich um alles, Harald, nimm es dir nicht so zu Herzen. Du bleibst ja doch immer du selbst; deine Kunst und Tüchtigkeit sind ja nicht verloren! Du erwirbst es wieder,“ tröstete, hat und ermutigte Gertrud.

„Meine Kunst, meine Tüchtigkeit!“ versetzte er bitter.

„Wenn ich mir das Fleisch von den Händen arbeitete, ich könnte nicht erregen, was der Schuft verloren, und was man von mir fordern wird, ich komme nie, nie mehr auf einen grünen Zweig — und mein Leichnam, mein unverantwortlicher Leichnam macht euch alle unglücklich! O Trudchen, Trudchen!“

So hatte er die ganze Nacht durch geseufzt und gestöhnt. „Es ist nicht so schlimm, wie es zuerst aussieht!“ tröstete sie wieder. „Zu leben werden wir immer noch haben, und wir lieben uns, Harald, das macht unser Unglück leichter.“

„Du bist ein Engel, mein liebes, holdes Weib!“ küßte er sie mit heißen Lippen; aber beruhigen konnte sie ihn nicht.

„Es ist viel zu spät, ihm nachzusehen!“ Das sprach jetzt alle ein, die durch Erdanger von Ottfried's Telegramm erfuhren, da aber der Handlungsreisende seine Aussage aufrecht hielt — später fand sich, daß er sich um zwei Tage geirrt — so blieb noch eine Möglichkeit, wenigstens die Summen zu retten, die Meinhard allem Anschein nach mit sich genommen.

Es war eine Woche später. Ein eisiger, harter Ostwind segte durch die Straßen, in der Luft wirbelten vereinzelte, nadelspitze Schneeflocken.

Die Turmuhren schlugen die zehnte Morgenstunde. Gertrud Erdanger schritt, den Schleier dicht vor das Gesicht gezogen, den Muff vor den Mund haltend, in ihrem hübschen Pelzrock eilig dem Bahnhof zu.

Harald konnte heute kommen. Gestern war sie zu jedem der Kölnerzüge vergebens gelaufen, er hatte ihr keinerlei Nachricht gegeben, das sagte ihr genugsam, daß er keine günstige zu erteilen hatte und wie sehr ihr frischer, freundiger Mann aus dem Geleise geworfen war!

Daß man in der Stadt des Baumeisters zweifachen Leichtsinns bitter tabelte, wußte sie nicht; sie selbst urteilte mit dem Herzen und erklärte sich sein Thun aus seinem Charakter heraus vollkommen. Meinhard war sein Schulkamerad und täglicher Gespieler gewesen. In Meinhard's Elternhause fand der mutterlose Harald stets das Familienleben, das er daheim bei dem vielbeschäftigten Vater so sehr entbehrte.

Meinhard war der Vertraute von Harald's Jugendliebe gewesen, unter seinem Schutze hatte er das vermögenslose Mädchen endlich heiraten können. Meinhard hatte ihm sogar mit Geld geholfen, als sein Vater sich von ihm wandte.

Später, als Harald, der nach kaum zweijähriger Ehe Witwer wurde, durch die Erbschaft des Vaters zu Gelde kam, war es ihm eine Genugthuung, auch seinerseits Meinhard in momentanen Berlegenheiten beizustehen. Dann heiratete er Gertrud, und sie hatte keine besonderen Sympathien für Frau Meinhard; während die Männer nach wie vor Freunde blieben, erlahmte der gesellige Verkehr von Haus zu Haus, ohne daß man irgendwieweit feindselig gegeneinander wurde.

Wie begreiflich war in Gertrud's Augen ihres Gatten Vertrauen! Wie begreiflich seine Arglosigkeit! Armer Harald! So bitter getäuscht und so schwer betrogen zu werden!

Und er war ja keineswegs der einzige. Meinhard's Flucht traf die ganze Kaufmannschaft; nur sehr wenige hatten in der letzten Zeit einen Argwohn gegen ihn gefaßt, niemand aber gewagt, demselben Ausdruck zu geben gegen den bisher allgemein geachteten Mann.

Wie der Wind eilig scharf wehte! Gertrud fröstelte es, trotz des Pelzmantels. Der Weg von ihrem Hause zum Bahnhofe war weit, aber sie schritt leicht und rasch dahin und dachte sich: wenn er kommt, gehen wir durch die Vorstadt zurück, das ist näher, denn wir haben dann den Wind ganz steil uns entgegen.

Eine Weile mußte sie noch warten.

Es waren kaum etliche Menschen auf dem Bahnsteig, von den wenigen mochte sie wohl einer oder der andere kennen, es kam ihr vor, als sähen die Leute sie darauf an, daß ihr Mann alles verloren.

Im Grunde glaubte sie bestimmt, erhaben zu sein über den Besitz von Geld und Gut. Sie war ganz voll festen Mutes, wollte sich gern einschränken und entbehren, wenn nur Harald wieder ruhig wurde.

Dennoch kam es zuweilen wie ein beklemmendes Angstgefühl über sie. Doch sie bekämpfte es, wies es zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Vom deutschen Frauengemüt.

Von Richard Wulckow.

Nachdruck verboten.

Der Ruf der deutschen Frau erfüllt die Welt, ihr Wesen wird als das lebenswürdigste und mustergiltigste angesehen. Die Ausländerinnen lernen Deutsch um jener blonden Uhländischen Königstöchter, um jener Goethe'schen Gretchen und Klärchen willen, die in der schlichten Tiefe, in der süßen Innigkeit, in der duftigen Zartheit und keuschen Kraft ihrer Empfindung als reizende Typen des Geschlechts, ja als der weibliche Genius im allgemeinen angesehen werden. Und nicht bloß unsere glänzenden Dichternamen sind die Träger des Frauenruhms, auch hervorragende Gelehrte, Staatsmänner und Feldherren treten auf als tiefe Kenner und glühende Verehrer weiblicher Tugend und Keuschheit und preisen, wenn auch nicht in Liedern, so doch in Briefen, Tagebüchern und Denkwürdigkeiten die geistigen und seelischen Vorzüge der Frauen, mit denen das Geschick sie in enge Beziehungen gesetzt hatte. Unsere Litteratur ist reich an derartigen Denkmälern, die edle Männer ihren Gattinnen, Schwestern, Müttern, Freundinnen geweiht haben. Indessen will es uns bei sorgfältiger Prüfung scheinen, als ob das deutsche Frauengemüt nicht mehr auf der Höhe steht, die man demselben als warmer Verehrer des Geschlechts nachrühmen möchte. Auf dem schönen Kranze, mit dem unsere Dichter die deutschen Jungfrauen zu schmücken liebten, zeigen sich deutliche Spuren von Meltau. Eine ähnliche Bemerkung hat schon vor mehr als vierzig Jahren unser geistvoller deutscher Schriftsteller und scharfer Menschenbeobachter Ferdinand Kürnberger gemacht, und es lohnt sich wohl der Mühe, einmal zu prüfen, ob die Jetztzeit wohl daran thut, an dieser traditionellen Verehrung der Frauen unbedingt festzuhalten, oder ob es nicht vielmehr richtiger und erprießlicher ist, schonend auf die Erscheinungen hinzuweisen, die diese Verehrung dauernd schädigen und trüben könnten.

Daß es noch heute in Deutschland eine große Zahl von Frauen giebt mit edlem, reinem und starkem Empfinden, mit echter Begeisterungsfähigkeit für alles Gute und Große, mit hellem Kopf und warmem Herzen — wer wollte das leugnen, und weil diese Ueberzeugung bei mir feststeht, muß es auch gestattet sein, nach jahrzehntelanger sorgfamer Beobachtung und Erfahrung in dem Bilde der deutschen Frau einzelne unschöne Züge und Linien anzudeuten. Ich habe dabei den Trost, daß diese Mängel durch eine kräftige Selbstzucht und Energie beseitigt werden können, wie ich auch die Hoffnung habe, daß meine Bemerkungen bei den für mich in Betracht kommenden Frauen Billigung finden werden.

Da den Frauen die hohe und heilige Aufgabe zufällt, in ihren Kindern die Zukunft aufzubauen in der Bildung fester und widerstandsfähiger Charaktere und so die Kraft des deutschen Gemüts zusammenzufassen zu einem ehernen Bollwerk gegen die Schäden und Verirrungen unserer Kulturperiode, so ist die entscheidende Bedeutung der Gemütsbildung leicht zu bemessen.

Gemüt! Unter diesem Worte wird so mancherlei verstanden, was nicht im Begriff liegt. Gewöhnlich nennt man Gemüt die Seele als Prinzip der Gefühle und Neigungen, gleichbedeutend mit Herz. Wer warmes Mitgefühl, Wohlwollen, Dankbarkeit besitzt und äußert, wer durch seine Innerlichkeit und „Seelenwärme“ die Stimmung der Menschen günstig zu beeinflussen vermag, von dem sagen wir, er besitze Gemüt. Wenn die Bildung des Geistes das Mittelzeug zu schaffen hat für die geistige Lebensarbeit, so soll die Gemütsbildung dem heranwachsenden Menschen eine sittliche Gestalt seines inneren Lebens sichern und ihm dadurch zu dem einzigen wirklichen Lebensglück verhelfen. Denn das Gemüt schafft erst dem Menschen seinen wahren Mittelpunkt; von ihm entströmt alles Gute und Große, in ihm ruht jener schöne Hang zur Bewunderung und Verehrung des Höheren und Schönen, und darin liegt wieder das Fundament der Religion, der Unterthanentreue, jeder Huldigung, die man großen und edeln Menschen erweist, jedes innigen geheiligten Gefühls, das uns und andere durchwärmt und durchleuchtet. Und daß jene uns heiß durchströmenden Gefühle in tausend Fällen die wirksamen Antriebe zu schönem und edlem Handeln sind, daß ein im Strome einer begeisternden Empfindung geborener Entschluß meistens von viel größerer Kraft und Wirkung ist, als die Ergebnisse nüchternen Ueberlegungs, das dürfte kaum bezweifelt werden.

Einem gemütvollen Menschen ist es ein Bedürfnis, die Wärme seines innern Lebens ausströmen zu lassen auf seine Umgebung; zu trösten, zu beruhigen, zu helfen, mitzuempfinden Freude und Leid, ja, auch uneigennützig Freude an allem Guten und an den Erfolgen und Freuden seiner Freunde. Er hält auf Offenheit und Wahrheit im Umgange und vor allem: er zeigt Vertrauen.

Die Zahl solcher beglückenden lieben Menschen wird stets kleiner; heutzutage gehen die meisten lieber die Wege, die ihnen allein und nur ihnen nützen. Dem Schwachen beibringen auf seinem mühsamen Wege, den Traurigen aufzurichten, warm und freudig seine Ueberzeugungen bekennen, das wird heute von den „klugen“ Leuten für ein ganz unfruchtbares Geschäft gehalten. Dingelstedt rief mit vollem Recht seinem Freunde Anastasius Grün die Verse zu:

Wir Alten sind auch gar nicht alt,
Bergischen mit den heut'gen Jungen,
Die außen klug und innen kalt,
Ganz anders zwischern als wir Jungen,

und eine der ersten lebenden Schriftstellerinnen, Marie von Ebner-Eschenbach, schreibt die herben, aber wahrigen Worte nieder: „Die alten Leute verstehen die jungen nicht mehr, sie wissen nicht, wie die gepanzert sind, inwendig, auswendig, durch und durch mit einem trefflichen Harnisch: Gleichgiltigkeit! Gleichgiltigkeit! eine schöne Sache, freilich könnte man auch sagen, eine erbärmliche! Die Gleichgiltigkeit setzt einen überall vor die Thür, sogar vor die des eigenen Hauses. Besthe ich etwas, das mir gleichgiltig ist? Haben kann ich's, besitzen nicht! Die Gleichgiltigkeit ist bloß, frech, grausam, geht an der Schönheit vorbei ohne Begeisterung, am Glend ohne Mitleid, am Großen ohne Ehrfurcht, am Wunder ohne Aundacht.“

Es ist gewiß charakteristisch, daß eine Frau so denkt, die nichts vom modernen Pessimismus weiß, sondern mit klarem, vorurteillosem Blick den Dingen in die Augen schaut, und es ist bittere Wahrheit, wenn sie an einer andern Stelle sagt: „Die Gleichgiltigkeit, der innere Tod, ist manchmal ein Zeichen der Erschöpfung, meistens ein Zeichen von geistiger Impotenz,

und immer — guter Ton!“ Ja, leider — es ist so. Sich nur ja nicht echauffieren, sich nicht erwärmen, nicht begeistern lassen! Ich habe früher in meiner langjährigen Lehrpraxis die Freude gehabt zu sehen, wie unsere erwachsenen Mädchen mit Eifer und Wärme den Vorträgen über Litteratur und Poetik folgten, wie sie mit strahlenden Augen und heißem Herzen wahrnahmen, daß ein Hauch Schiller'schen und Goethe'schen Geistes sie berührte, wenn der Lehrer, selbst von seinem Gegenstand durchglüht, zu ihnen sprach — heute ist es bei den meisten anders geworden. Der Lehrer, auch der beste, hat mit Kälte, Gleichgültigkeit zu kämpfen; die Geister und Herzen sind nicht bei der Sache, sie weilen bei ganz anderen irdischen Dingen und stauen vielleicht über den „sonderbaren Schwärmer“, der vor ihnen sitzt und sich abmüht, ihre Seelen mit dem Duft und Zauber ihrer herrlichen Dichtungen in engere Verührung zu bringen. Und der offene, freundliche Verkehr mit den Genossen, den man früher frohen Herzens wahrnehmen konnte, der muntere kindliche Sinn, der es nicht verlernt hatte, so recht von Herzen froh zu sein, er ist einer kühlen verbindlichen Höflichkeit gewichen, die mit innerer Wärme und Anteilnahme nichts gemein hat. Und mit dieser Zurückhaltung, mit dieser inneren Reserve tritt man später ins Leben, in die Ehe, in die Familie, und der menschenkundige Beobachter kommt zu der leidigen Ueberzeugung, daß bei so vielen deutschen Frauen die gepriesene deutsche Empfindung mehr in den Köpfen der Dichter als in der Wirklichkeit vorhanden ist, daß sie sich in eine bloße formale Sentimentalität umgesetzt hat, in ein unklares, weiches Empfinden ohne bedeutenden Gegenstand, in ein gewisses Behagen an rühmlichen Stimmungen der immer noch leicht bewegten Seele, kurz in einen Zustand, den man geradezu einen Mangel an seelischer Disciplin nennen kann. Und was man als germanische Sinnigkeit preist, ist oft nichts anderes, als eine kühle, eigenartige, inhaltlose Schwermut, welche die verschiedensten schwer zu analysierenden Elemente in sich trägt. Hier das uneingestandene Bewußtsein geistiger Kraftlosigkeit, Mißvergnügen über enge drückende Verhältnisse und das lähmende Gefühl, sie nicht überwinden zu können; dort eine mangelhafte, energielose Erziehung, schlecht gewählte Lectüre und eine daraus entspringende unstillbare Sehnsucht nach interessanten Erlebnissen, nach Weltfreude, nach einem Herzen, „das uns versteht und würdigt“. Denn es versteht sich ganz von selbst, daß eine solche sich selbst verzärtelnde Seele sich für etwas ganz Apartes hält, das erst sorgfältig studiert werden muß, um volle Anerkennung und Schätzung zu finden. Und da sich dies verständnisvolle, ersehnte Herz in der Wirklichkeit so selten zum Herzen findet, so entsteht schwere Verstimmung und daraus jene verbreitete, unheilvolle Krankheit des Pessimismus mit seinem traurigen Verzicht: „Du hörst es ja, von Freud' ist nicht die Rede!“ Aus diesen Quellen fließen jene unerfreulichen Erscheinungen, die wir täglich wahrnehmen können: Mangel an Frische, an Offenheit und Herzlichkeit, Befangenheit, Gedrücktheit, Trübsinn — Gleichgültigkeit. Wie selten hört man bei unseren Mädchen und Frauen ein so recht aus dem Herzen kommendes Lachen, wie selten begegnen wir dem reinen, unbefangenen Frohsinn, der unsere Seele erheitert und unsere Stirne glättet!

Von jenen unerfreulichen Erscheinungen des Dünkels, Hochmuts und der äußerlichen Vornehmthuererei bei unseren heranwachsenden Mädchen soll heute nicht gesprochen werden, aber sie treten oft so grell zu Tage, daß sie den eingeselehtesten Frauenfreund ernstlich verstimmen können. Früher strebten die Mädchen, durch frische Natürlichkeit, Freundlichkeit und Bescheidenheit sich bis in die Jungfrauenjahre etwas Kindliches zu bewahren, heutzutage will das dreizehn- oder vierzehnjährige Kind als „Fräulein“ gelten, erwartet, daß der Lehrer auf der Strafe sie zuerst grüßt, und besucht Kränzchen.

Bei aller Kraftentwicklung einzelner, die ihren Geschlechts-genossen den Weg zu einer größeren geistigen und materiellen Selbständigkeit bahnen wollen, bei der erfreulichen Entwicklung der sogenannten Frauenfrage liegt leider in dem jetzigen Geschlecht viel Schwächliches, zu viel Festhalten am Hergebrachten, zu viel Neigung, „es so zu machen, wie die anderen“. Eigenartiges, substantielltes Denken und Empfinden sind seltene Erscheinungen. Die Pflege der unveränderlichen Gewohnheit, des ordnungsmäßigen Kleinkrams, des „Detail-sinnes“ ist bei unseren Frauen zu einer Art von Krankheit geworden, die auf Kopf, Herz und Phantasie drückt und bei welcher Begeisterungsfähigkeit, rasche Entschlüsse, eigenes Denken gar nicht aufkommen können. Innerhalb jenes gepflegten Sinnes für alles Gewohnte hat man oft recht viel Empfindung fürs Formelle, einen gewissen Kunstsin, thut sich hervor in Beweisen von Liebe und Freundschaft, schwärmt für Kunst und Litteratur; aber es fehlt der große Zug, der Schwung, die Energie des Empfindens, die herzliche und feste Beteiligung der Seele an Großem, Edlem und Schönerem, der Eifer und die Furchtlosigkeit im offenen Bekennen dessen, was man für recht und wahr erkannt hat. Die Vorsicht, die Furcht lähmt den frischen Impuls.

Es wird sich also für jeden wahren Freund des deutschen Frauengemüths der folgende Schluß von selbst ergeben: weil heutzutage Kälte, Gleichgültigkeit und Herzensträgheit die lebendigen Aeußerungen des Gemüths zu erdrücken beginnen, so ist die Aufgabe der Frauen, dieser Pflegerinnen und Hüterinnen des deutschen Gemüths, um so ernster und heiliger geworden. Je weniger sie in der Außenwelt ihre Empfindungen und Ueberzeugungen vertreten finden, um so ernster sollen sie dieselben bei sich und den Ihrigen pflegen, um so mutiger und freudiger sollen sie sich stets durch Wort und That zu ihnen bekennen.

Rosa Bonheur.

Von G. de Manriac.

Nachdruck verboten.

Es giebt in der Frauenwelt Erscheinungen, die, sobald es sich um Bethätigung in dem eigentlichen Beruf der Frau handelt, von zartester Kindheit an sich begeisterungs- und energielos, ja selbst widerspenstig zeigen, die aber, sobald sie einen außerhalb der Sphäre üblicher Frauenbeschäftigung gelegenen Beruf als ihrem inneren Wesen, ihren Neigungen entsprechend erkannt haben, diesen mit verzehrendem Eifer, mit nie ermüdender Thatkraft und mit einem selbst nach Niederlagen immer wieder neu sich belebenden Mut ergreifen und erfüllen.

Damit ist keineswegs gesagt, daß diese Frauen ihre Weiblichkeit dabei zum Opfer bringen, oder daß sie nicht anerkennen, wie die strikte Erfüllung der Obliegenheiten als Vorsteherin der Familie und des Haushaltes nicht ebenfalls die Einsetzung der höchsten Intelligenz, die ununterbrochene Anspannung aller Kräfte fordert. Der Dämon des anderen Berufes aber hat jene ergriffen, sie können nicht anders, sie müssen ihm folgen, er ersticht alle anderen Anlagen in ihnen im Keime.



Eine solche Erscheinung der Frauenwelt ist Rosa Bonheur, die große französische Malerin, die am 22. März ihren 70. Geburtstag feiert. Unzugänglich für die Regeln der Orthographie und für die Grammatik, unzugänglich für die Arbeit mit der Nadel und dem Strickfrumpf, ungeschickt in der Erfüllung der elementarsten Anforderungen der Führung eines Haushaltes, zeigte Rosa Bonheur von Kindheit an einen nicht zu dämmenden Hang für das Zeichnen, einen nicht zu befriedigenden Drang, die Natur in Wald und Feld zu belauschen.

Die arme, in der Nähe der Champs Elysées wohnende Katherine, die Frau eines Drechslers, welcher der in bitterster Not mit seinen vier Kindern von seinem bescheidenen Erwerb als Zeichner lebende Vater die kleine Rosa nach dem Tode seiner Frau zur Erziehung anvertraute, hatte ihre liebe Not mit ihr.

Statt in die Schule zu gehen, tummelte sie sich in dem damals noch anders aussehenden Bois de Boulogne, die „école“ ward für sie im wahren Sinne des Wortes zur „école buissonnière“, zur Wald- und Buschschule, wie der Franzose das „hinter die Schule gehen“ nennt. Dort widmete sie den weidenden Kindern und Schafen ihre ungeteilte Aufmerksamkeit oder sammelte anstatt der schwierigen Kenntnisse über die Abwandlung des Participe passé einladend nickende blaue Glockenblumen oder goldknospige Margueriten, warf sich ins Gras, schaute den ziehenden Wolken, dem Spiele der durch das Blätterdach dringenden Sonnenstrahlen zu oder lauschte dem Gesänge des Zeigfisks. Zuweilen auch legte sie sich auf eine Bank am Wege, und die kleine Hand, die bei den Schwestern der Rue Chaillot den Federtiel führen sollte, zeichnete mit einer Gerte das in Wald und Feld Erschaute in den Sand.

Da erstanden breithörnige Kinder, dumm dreinschauende Schafe und übermütig springende Ziegenböcke mit ihren Hirten neben Mühlen und Häusern. Ihre Beschäftigung nahm sie dann so in Anspruch, daß sie gar nicht merkte, wie sich um sie ein Publikum bildete, welches die Wichtigkeit der Zeichnung, die Lebendigkeit in der Bewegung bewunderte.

Zwei weitere Versuche, das Kind in den Kreis des gewöhnlichen Frauenlebens zu drängen, schlugen nicht besser ein. In einer Schneiderinnen-Werkstatt suchte sie sichtbar

körperlich unter dem Drucke einer ihr widerstrebenden Arbeit und bei dem Mangel der frischen, nervenbelebenden Luft dahin.

Ein Pensionat aber für höhere Töchter, in welches der Vater sie gegen die von ihm übernommene Verpflichtung, wöchentlich daselbst drei Zeichenstunden zu geben, untergebracht hatte, stellte sie bald auf den Kopf. D, sie erhielt stets den ersten Preis für ihre Zeichenarbeiten, sie benutzte aber ihr Talent auch leider zum Karikieren ihrer Lehrer, und diese Karikaturen wurden dann sorgfältig ausgeschnitten, auf der Rückseite mit weichem Brot versehen und an die Decke geworfen, wo sie, zum großen Entsetzen der Vorsteherin, respectlos, durch den Luftzug Leben und Bewegung erhaltend, hin- und herzwankten.

Einige Jahre hielt „Mademoiselle“ es wohl mit ihr aus, dann aber mußte Herr Bonheur seine Tochter aus der Schule herausnehmen. Einmal wieder im väterlichen Hause, widmete sie sich vollständig ihrem Talente und das mit einem Fleiße, mit einer Energie, die der Vater alle Mühe zu möglichem hatte. Des Abends hilft sie dem Vater für den Gewerbe arbeiten, bei Tage ist sie die erste beim Dessinen der Thore im Louvre und zeichnet dort mit einer Sammlung, einem Fleiße, einer Hingabe, die die allgemeine Bewunderung erregen.

„Niemals“, so hat der Direktor des Louvre zu einem ihrer Biographen geäußert, „verläßt Fräulein Bonheur ihr Modell mit den Augen. Sie kümmert sich weder um die Besucher noch um die Kameraden. Ich habe in meinem Leben noch nicht einen solchen Fleiß und einen solchen Eifer in der Arbeit gesehen.“ Vier Jahre lang dauert dieses Studium. Ihr einziger Lehrer bleibt ihr Vater, der ihr nicht gestattet, mit ihren Schöpfungen vor das große Publikum zu treten, bis ihr Talent vollständig ausgereift ist.

Endlich schlägt die Stunde, in welcher sie sich für einen Zweig der Malerei entscheiden muß. Sie zaudert nicht lange. Sie erinnert sich ihrer Ausflüge als Kind in das Bois; die smaragdene Flur, der flüsternde Wald mit ihren Bewohnern rufen und locken sie, und mit der ihr eigenen Thatkraft wirft sie sich auf das Studium der Natur. In früher Morgenstunde verläßt sie mit ihrem Malergerät das väterliche Haus, läßt die Barriere der Stadt hinter sich und schlägt ihre Staffelei bald hier, bald dort in der Umgebung von Paris auf. Ein Stück Brot ist ihre ganze Nahrung, und mehr als einmal kommt sie bis auf die Haut durchnäht, mit Erde von oben bis unten bespritzt des Abends todmüde, aber mit einer wertvollen Skizze unter das väterliche Dach zurück. Dieses Dach ist ziemlich wörtlich zu nehmen, denn Herr Bonheur wohnte mit seinen vier Kindern, die sich alle dem Künstlerberuf widmeten, in einer sechsten Etage der Rue Ramefort.

Die Wohnung bestand aus vier kleinen Zimmern, die nach einer Terrasse hinausgingen. Diese Terrasse wurde unter den Händen der jungen Künstlerin bald so etwas wie ein hängender Garten der Semiramis, nicht aus rein ästhetischem Bedürfnis, sondern nur, um als Staffage für ein Schaf und verschiedene Kaninchen zu dienen, die an den Tagen, wo das Wetter von vornherein das Arbeiten im freien Felde verbot, als Modell dienen mußten. Das genügte ihr natürlich für die Tierbeobachtung nicht, und sie entschloß sich, so den Viehhof von Roule zu besuchen, um umfassendere Studien zu machen.

Es gehört ein nicht ungewöhnlicher Mut dazu, sich in die rohe Gesellschaft dieser Viehhändler und Metzger mit ihrem nicht für alle Nerven geschaffenen Beruf zu begeben, aber die Künstlerin besaß diese Energie und Charakterstärke. Sie vertiefte sich in ihre Arbeit derart, daß sie nichts von dem rohen Treiben um sich her, ja nicht einmal die Myriaden von Fliegen bemerkte, die auf ihrem Stutzenbuch, ihrem Hut, ihren Kleidern die Zeugnisse ihrer ungerücklichen Anwesenheit zurückließen. Um ungestört und ohne die Zielscheibe der schlechten Scherze der Arbeiter des Viehhofes zu werden, arbeiten zu können, legte Rosa Bonheur hier zum erstenmale Männerkleider an, nachdem ihr dunkles, heute ergrautes Haar der Kunst zum Opfer gefallen war. Man würde der Malerin Unrecht thun, ihr die Anwendung dieser außergewöhnlichen Mittel zur Erreichung ihrer Kunstzwecke als Koketterie anzulegen. Als in der städtischen Zeichenschule, deren Titular-Direktorin sie nach dem Tode ihres Vaters wurde, die jungen Mädchen anfangen, nach dem Beispiel der Meisterin das Haar kurz zu tragen, sagte sie ihnen eines Tages: „Mein Gott, meine Damen, wie häßlich sehen Sie aus, das ist doch hier keine Knabenklasse, ich bitte Sie, bleiben Sie bei Ihrem Geschlecht.“

So sehr ihr die Männertracht, die sie heute im Atelier anlegt, auch bei Exkursionen durch Wald und Feld von Nutzen war, so sehr sie es der Künstlerin erleichterte, in die Pachtthäuser mit den großen Viehständen zu dringen und sich in das Publikum der Viehmärkte zu mischen, die sie für ihren „Pferdemarkt“ eine Zeitlang behufs Studien eifrig besuchte, so brachte dieselbe sie auch zuweilen in ganz eigentümliche Situationen.

Eines Tages kehrte Rosa Bonheur von einem Ausfluge auf das Land zurück, als man ihr meldete, daß eine ihrer liebsten Freundinnen ernstlich erkrankt sei. Auf das höchste beunruhigt, eilte sie, ohne ihr Kostüm zu wechseln, zu der Patientin und übernahm stehenden Fußes deren Pflege. Zwischen erschien der Arzt, den man gerufen hatte, als der Jünger Meskulas beim vorrichtigen Dessinen der Thüre einen jungen Mann auf dem Betrande seiner Pflegebefohlenen sah und diese zärtlich umarmen sah, schloß er schnell die Thür und

machte sich aus dem Staube. Nicht ohne Schwierigkeit konnte man des diskreten Herrn wieder habhaft werden, um ihn über sein Mißverständnis aufzuklären.

Im Jahre 1840 tritt Rosa Bonheur zum erstenmale im Salon mit zwei Kaninchen an die Öffentlichkeit. Ein solches Talent, welches, ohne die poetische Seite der Kunst ganz aufzugeben, das Bestreben zeigte, vor allem wahr zu sein und hierfür über bedeutende Ausdrucksmittel verfügte, konnte nicht lange unbemerkt bleiben. Schon im Jahre 1844 erhält Rosa Bonheur bei einer Ausstellung in Rouen die silberne Medaille.

Im Jahre 1845 ist sie bereits mit zwölf Bildern im Salon vertreten, das Ausland, namentlich England, fängt an, sich noch mehr für sie zu interessieren, als ihre eigene Heimat. Die „Dahjen von Cantel“ begründeten ihren Ruf, und Horace Vernet feiert in begeisterten Worten das Talent der Malerin, indem er ihr namens der Regierung eine Ebdres-Bajette überreicht.

Im J. 1847 hat „Das Pflügen in der Provinz Nivernais“ einen geradezu enthusiastischen Erfolg. Der Staat kauft das Bild an, welches heute im Luxembourgeois hängt, und vorbei sind die Zeiten der schweren Not. England und Amerika machen sich ihre Werke streitig und wiegen die kleinsten Skizzen mit Gold auf. Und in der That ist dieses Bild eine ihrer vornehmsten Leistungen. Ein mächtiger Drang nach Wahrheit, verbunden mit einer gewissenhaften Beobachtung und einem liebevollen Durchdringen der Natur bei meisterhafter Zeichnung und diskreter Farbengebung strömt uns aus dem Kunstwerke entgegen, welches den einfachen Vorgang veranschaulicht, wie ein von sechs Dahjen gezogener Pflug die schwere Narbe des Bodens mühsam umreißt. Es ist doch wohl nur Schöneredei, wenn man aus dem Gemälde das Bild des Lebens, in dem der Mensch, um zu produzieren, selbst das Herz sich verwunden lassen muß, herauslesen will. Nein, es ist ein tüchtiges, realistisches Werk, in welchem die Dahjen mit Anspannung ihrer Kräfte in langsamem Schritt, von der Pike des schreienden Treibers angeeifert, die glänzende Pflugchar ziehen, hinter welcher die kräftige Gestalt des Pflügers schreitet, dessen Körper sich in einem Sonnenstrahl zu baden scheint. Hinter diesem Zuge ein zweiter, ebenso gespannter Pflug, im Hintergrund eine sanft ansteigende Landschaft mit einzelnen Gebäuden und einem reichen Baumsagen, über der sich der blaue Morgenhimmel mit leichtem Gewölk wölbt. Werk auf Werk folgte, und im Jahre 1855 erhielt die Künstlerin auf der Weltausstellung für ihre „Heuernte“ die große goldene Medaille, da sie, wie der Bericht sagte, als Dame nicht dekoriert werden konnte. Die Kaiserin Eugenie war entzückt. „Man dekoriert,“ zürnte sie, „die Nonnen und die Marktetenderinnen, und man will von dieser Belohnung eine Künstlerin ausschließen, die ein ausgezeichnetes Talent besitzt, und nicht nur ein vorwurfsfreies Leben voller Arbeit führt, sondern durch ihre Tugend, ihren Wohlthätigkeitssinn die unbestrittene Bewunderung ihrer Zeitgenossen genießt.“ Die Kaiserin benutzte die erste Gelegenheit, die sich ihr bot, um diese Unterlassungsschuld wieder gut zu machen. Als der Kaiser im Jahre 1865 nach Algier ging und ihr die Regentenschaft übertrug, verlieh sie der Künstlerin das Ritterkreuz der Ehrenlegion.

Seit vielen Jahren lebt Rosa Bonheur an der Küste des Waldes von Fontainebleau, in By, einem kleinen Orte, abseits von den Schienenwegen, inmitten ihrer Menagerie in ihrem einfachen, schlichten, jeder excentrischen Einrichtung ab-

holden Heim. Sie hat in Paris zwar ein pied-à-terre in der Rue Gay Lussac, das sie aber nur selten aufsucht. Es wird ihr schwer, sich von ihren Tieren zu trennen, die sie bis in ihre kleinsten Lebensgewohnheiten mit liebevoller Sorgfalt studiert hat. Sie hat alle Tiere gemalt, vom Kaninchen bis zum Könige der Wüste. Sie besaß in By eine Zeitlang eine Löwenfamilie, bestehend aus einem Löwen, einer Löwin und drei jungen Löwen, die sie um 8000 Franken erstanden hatte. Den Löwen und seine königliche Gemahlin hat sie dem Jardin des plantes geschenkt, nachdem sie ihr als Modell gebiet-

Wenn wir die Summe des künstlerischen Könnens der Meisterin ziehen, so kommen wir immer wieder auf ihr Streben nach Wahrheit, die ein schmaler Streifen Poesie vergoldet, auf eine seltene Naivität der Auffassung, verbunden mit einer unvergleichlichen Sicherheit der Zeichnung und einer etwas fargen koloristischen Technik. Das künstlerische Gepäc Rosa Bonheurs ist immens, der größte Reichtum steckt aber in den 6-700 Studien, die in den Mappen von By der Welt vorläufig unzugänglich sind.

Zu ihrem Schaffen wurde sie von einer eisernen Gesundheit und — von einer Vorleserin unterstützt, die die eigentümliche Begabung besaß, die Tiere durch den Blick derartig zu immobilisieren, daß sie gebuldige Modelle wurden. Die Künstlerin ist mittlerer Größe, aber breit und robust, sie hat etwas herbe, aber regelmäßige Züge. In dem charaktervollen Kopfe, den das kurz gehaltene, heute graue Haar umrahmt, sitzen zwei kluge, hellleuchtende Augen, die Wangen zeigen trotz des hohen Alters noch ein frisches Rot. Die Hände, die heute noch von des Morgens früh bis abends spät den Pinsel führen, sind fein und nervös, der Fuß, den der bequeme Männerstiefel umschließt, ist von bewundernswerter Kleinheit. Ihre Stimme ist tief und angenehm, ihre Konversation nicht ohne Spirit.

Hat dieses Frauenherz, so fragt die Leserin gewiß schon ungebüldig, nie den Flügel Schlag jenes Genius gespürt, der die Seelen zum höchsten Schwünge begeistert, hat Rosa Bonheur nie geliebt? Mit dem Biographen müssen wir darauf „nein“ antworten. Die Summe an Liebe, die der Schöpfer in jedes Menschen Herz gelegt, hat sie fast ganz an ihre Familie, an ihre Kunst verausgabt, ohne daß ihr nicht freilich eine Anzahl Scheidemünze an allgemein menschlicher Zuneigung geblieben wäre, mit der sie stets bereit war, die Not anderer zu lindern und zu stillen. Aber geliebt, heiß und innig geliebt, hat, soweit wir wissen, Rosa Bonheur nie gemanden. Obwohl — sie die Meine, Keusche — eine begeisterte Verehrerin George Sands, hat sie doch keinen der gelebten Romane derselben auf ihrem Lebenskonto. An Werbungen freilich hat es nicht gefehlt, aber sie hat den dringlich Werbenden stets mit dem Verlust ihrer Freundschaft gedroht, falls sie die Bemühungen um ihre Hand nicht einstellten.

Wir können diesen kurzen Lebensabriß nicht schließen, ohne der besondern Fürsorge zu denken, welche der verstorbene Kaiser Friedrich im Jahre 1870 ihrem Home in By widmete. Besondere Befehle waren für die Schonung dieses Besitztums und der Kunstschätze, die es barg, erlassen. Und wie hat Fräulein Bonheur diese Fürsorge gelohnt?

Während des Waffenstillstandes besuchte der Kronprinz von Sachsen die Meisterin in By und wünschte das Bild: „Ein Hirsch im Walde von Fontainebleau“ zu sehen, an dem sie gerade arbeitete, ein Bild, welches sich heute in dem Besitz des bereits obengenannten Herrn Gambort befindet. Rosa Bonheur weigerte sich, den Prinzen zu empfangen, „da bis jetzt noch kein französisches Auge auf dem Bilde geruht habe.“

Von dem Chauvinismus dieser Dame, die, selbst im siebzigsten Jahre, das Jahr Siebzig nicht vergessen will, könnte auch der Schreiber dieser Zeilen erzählen, aber er beschränkt sich darauf, ihr zum siebzigsten Geburtstag im Interesse der Kunst noch viele Jahre segensreichen Schaffens zu wünschen.



Junge Liebe. Gemälde von L. C. Henley.

Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

haben. Die jungen Löwen treiben sich noch heute frei in dem Gehege von By herum.

An dem künstlerischen Leben der Hauptstadt nimmt Rosa Bonheur schon seit langer Zeit nicht mehr Teil. Niemals sieht man ein Bild von ihr in einer der Ausstellungen oder gar im Salon. Es geht die Sage, daß sie sich durch die Erteilung einer zweiten Medaille im Jahre 1867 bei der Weltausstellung an sie, die die höchsten Auszeichnungen bereits besaß, verlegt gefühlt und das Gelübde abgelegt hat, jeden künstlerischen Verkehr mit dem Vaterlande aufzugeben. Das ist doch nicht so ernst zu nehmen, da der spanische Konsul in Nizza, Herr Gambort, die letzten schönen Arbeiten besitzt.

sehen, an dem sie gerade arbeitete, ein Bild, welches sich heute in dem Besitz des bereits obengenannten Herrn Gambort befindet. Rosa Bonheur weigerte sich, den Prinzen zu empfangen, „da bis jetzt noch kein französisches Auge auf dem Bilde geruht habe.“

Von dem Chauvinismus dieser Dame, die, selbst im siebzigsten Jahre, das Jahr Siebzig nicht vergessen will, könnte auch der Schreiber dieser Zeilen erzählen, aber er beschränkt sich darauf, ihr zum siebzigsten Geburtstag im Interesse der Kunst noch viele Jahre segensreichen Schaffens zu wünschen.

Junge Liebe.

(Hierzu das Bild Seite 117.)

Goldner Tag voll Herzenswonne,
 Ach, zu früh gehst du zur Ruh!
 Bleib, o bleib noch, liebe Sonne,
 Meinem Glücke sahst du zu.
 Spieltest hold in seinen Locken,
 Da er trat in mein Gemach —
 O, wie tief war ich erschrocken,
 Als er mir zu Füßen lag!
 Als mit süßem Liebesflehen
 Er zu mir emporgeschaut —
 Träumt ich je ihn so zu sehen!
 Nimmer hatt' ich's mir getraut!
 Wagte kaum mit stillen Blicken
 Noch zu gehen seinen Pfad,
 Fühlte schon ein tief Entzücken,
 Wenn um eine Stum' er bat.
 Ach! und nun — kaum kann ich's fassen,
 Klingt's mir gleich im Herzen fort,
 „Daß er nie wollt' von mir lassen —“
 Sprach er wirklich jenes Wort?
 Zog er mich zu seinem Herzen,
 Schlang um mich die Arme sein?
 Ach, mit Jubeln, ach, mit Schmerzen,
 Liebster, war ich längst schon dein! —
 Goldner Tag voll Herzenswonne,
 Viel zu früh gehst du zur Ruh!
 Bleib noch, bleib, o liebe Sonne,
 Schau' meinem Glücke zu!

E. J.

Die Gewinnsucht.

Von August Niemann.

Nachdruck verboten.

Das Wort Gewinnsucht hat einen häßlichen Beigeschmack, der sich, wenn man es etymologisch betrachtet, eigentlich noch gar nicht von selbst versteht. Denn das Streben nach Gewinn an sich ist noch gar nicht verwerflich, sondern es kommt nur darauf an, welcher Art der Gewinn ist; und wenn dies Streben sich bis zur Sucht steigert, so kann das, vorausgesetzt, daß der Gewinn ein edler ist, sehr loblich sein. Wenn also der häßliche Beigeschmack doch einmal da ist, so kommt das daher, daß stillschweigend vorausgesetzt wird, es handle sich um keinen edlen Gewinn. Christus sagt: „Was hülfte es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele?“ Der rechte Gewinn ist geistiger Art und besteht in solchen Dingen, die der Seele nützen, als da sind: Frömmigkeit, Gerechtigkeit, Mäßigung, Besonnenheit, Tapferkeit und Weisheit; wenn das Streben hiernach sich auch noch so sehr steigert, wird es niemandem vorgeworfen, sondern jedem zum Ruhme angerechnet. Von Gewinnsucht im gewöhnlichen Tagesgebrauch also spricht man nur bei den Leuten, die im Gegensatz zu diesen wahren Gütern des Lebens nach Geld trachten und das in einer Weise betreiben, die man Sucht nennen kann. Denn das Geld bildet den eigentlichen Gegensatz zu den geistigen Gütern, wie in der heiligen Schrift denn immer der Mammon als Fürst dieser Welt und Gottes Feind auftritt. In ähnlicher Weise, aber so, daß es lästerlich klingt, spricht Lassalle, indem er sagt, das Geld sei Gott.

So dreift und verwegen wie Lassalle sprechen nun die Menschen im allgemeinen nicht; wenn man aber beobachtet, wie sie leben, so kommt man zu der Vermutung, daß die meisten ungefähr so denken wie er. Sie denken und sprechen nicht so klar und scharf wie er, aber in undeutlichen Umrißen steht doch der Glaube in ihnen fest, wenn sie nur Geld hätten, würde sich das andere alles ganz von selbst finden. So sehen sie sich denn in unmittelbarem Gegensatz zu Christi Lehre: „Trachtet zuerst nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit, so wird euch das andere alles zufallen.“ Und es ist allerdings sehr schwer, beinahe über Menschenkraft hinausgehend, an die Wahrheit des christlichen Satzes zu glauben — ernstlich, thatächlich zu glauben. Denn den Satz im Munde zu führen und ihn so oberhin für richtig zu halten, ist freilich leicht, und fast alle Menschen sprechen sich gemeinlich in dem Sinne aus, daß sie das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit über alles schätzen; kommt es aber im einzelnen Falle zur Wahl zwischen der guten Handlung und dem Gewinn, so springt sofort ins Auge, daß das Geld das Äquivalent aller anderen Dinge ist, und dann trübt sich der Blick. Das Wohl der Familie, die Versorgung der Kinder, das eigene Geschäft und hundert dergleichen Rücksichten stehen deutlich und greifbar da, das Reich Gottes aber wird immer undeutlicher neben diesen Bildern, verschwindet endlich im Hintergrunde und der Mensch sagt sich: es wird wohl so schlimm nicht sein; ich will zur Sicherheit erst einmal den Gewinn mitnehmen — das andere findet sich dann später.

Das heißt: so denken und reden die Besseren, denn die große Menge denkt überhaupt, wo es sich um Geld handelt, nicht erst nach, ob sich das Geschäft mit allen Regeln der Moral vertrage, sondern greift zu und packt das Geld, vorausgesetzt, daß sich nicht gerade ein offenes und strafbares Unrecht daran hängt. Die Schlechteren scheuen auch das nicht, sondern überlegen beim Gewinn nur, ob sie ihn einheimen können, ohne damit vor Gericht zu kommen.

Nun wäre es aber wirklich interessant, es wäre sogar höchst wichtig, zu wissen, wer recht hat. Es ist doch kaum anzunehmen, daß Christus sich geirrt haben oder nur so in den Tag hinein geredet haben sollte; dennoch widerspricht ihm die Praxis fast aller Menschen. Wer ist denn nun wohl in Wirklichkeit weiser? Der Gewinnsüchtige oder der wahre Christ? Immer abgesehen vom Jenseits; denn die Leute, die sich Entbehrungen auferlegen, um es im Himmel dafür desto besser

zu haben, die müssen wir hier ebenso wie die Verschwender beiseite lassen, weil es doch heißt „so wird euch das andere alles zufallen“, womit denn gesagt wird, schon auf Erden wäre es der größere Gewinn, gerecht zu sein.

Sehr oft wird gesagt, unsere Zeit sei so sehr gewinnsüchtig, der Egoismus habe sich erschrecklich vermehrt, der Kampf um das Geld sei schlimmer als je vorher. Vielleicht ist es wahr; aber ich glaube, daß die Menschen niemals und nirgends zu der rechten Einsicht gekommen sind, daß der größte Gewinn in der Gerechtigkeit bestehe, sondern daß diese Einsicht immer nur den vornehmsten Geistern, einzelnen wenigen unter hundert Millionen so deutlich aufgegangen ist, daß sie danach gelebt haben. Wie denn Sokrates in seiner Verteidigung vor dem Areopag sagen konnte: „Nicht menschlicher Art und Weise gleich es, daß ich meine eigenen Angelegenheiten sämtlich vernachlässigt habe, um nur euch beständig an die Tugend erinnern zu können.“ Aber im Gegensatz zu diesen wenigen vornehmen Geistern kommen uns doch alle anderen zum mindesten recht dürftig und kleinlich vor. So verblendet ist keiner, daß ihn nicht beim Vergleiche zwischen einem Millionär, selbst wenn er brav ist, und einem Apostel oder sonstigen Gottesreiter, etwas Besonderes anwandeln und ein Respekt überkommen sollte, der etwas anderem als dem Gelde gilt. Wie denn Sokrates auch, obwohl er sein kleines Vermögen nicht vermehrt, sondern verzehrt hatte, in der ganzen Welt für den Weisesten galt.

Und wahrhaftig! Es ist ein kläglicher Anblick, zu sehen, wie die Gewinnsüchtigen leben. Für seine Angelegenheiten sorgen muß ja wohl ein gewöhnlicher Mensch, der nicht das Zeug zu einem Geisteshelden hat, und der wackere fleißige Bürger soll hier nicht verhöhnt werden; aber die vielen Leute, die immer nur aus Verdienen denken, kommen einem nachdenklichen Beobachter doch recht kläglich und thöricht vor. Erstlich ist alles Geschäft so sehr ungewiß und spielt die Konjunktur eine so große Rolle, daß sie beständig in Sorgen leben wegen der Sicherheit ihrer Gelder. Dann ist das Leben überhaupt so sehr ungewiß, und während sie vielleicht in geschäftlicher Richtung immer Erfolg haben, spielt ihnen das Schicksal auf einem anderen Punkte böse Streiche. Sie werden reich, aber achten bei aller Geldsorge nicht auf ihre Gesundheit; und wenn dann so viel zusammen ist, daß sie üppig leben könnten, stellt sich heraus, daß ihre Nerven ruiniert sind, oder daß ihr Magen verdorben ist, oder daß sonst irgend etwas geschehen ist, was sie vollständig am Genuß ihres Geldes hindert. Einer der reichsten Leute der Welt, einer der Geldkönige der Fifth Avenue in New-York, ist vor einigen Jahren verhungert, nachdem er zehn Jahre lang nur Milch und trockene Semmeln hatte genießen können. Oder es ereignen sich auch in der Familie traurige Ereignisse, die kein Geld verhindern kann, und machen den Reichen zu einem innerlich armen Manne. Dies alles aber ist noch gar nicht das Schlimmste und streift nur den eigentlichen Kernpunkt der Frage. Das Schlimmste ist, daß der Gewinnsüchtige, während er an das Geld denkt, nicht an andere Dinge denken kann. Wenn er es aber zu etwas bringen will, muß er immer an das Geld denken. Das Geld ist ein verzweifelt schlüpfrißiges Ding, und wer nicht beständig aufpaßt, dem entschlüpft es leicht.

Also beständig denkt dieser Mensch an sein Geld. Nun ist das Geld aber an sich nur eine Chimäre, wie Robert der Teufel ganz richtig sagt. Das heißt: es ist nur der Wertmesser, nicht selbst von Wert, und man besitzt es, genau genommen, nur in dem Augenblicke, wo man es ausgiebt. Wer also an das Geld denkt, der führt seiner Seele eine Speise zu, die so wenig Nahrungswert hat, wie gemalte Gerichte für den Körper haben würden. Unter dem beständigen Denken an den Gewinn verkrüppelt und verhungert deshalb die Seele. Damit wird sie unfähig, den eigentlichen Wert des Lebens zu genießen: Freundschaft, Liebe, Verständnis für Kunst und Wissenschaft und alles Ideale sind für den Menschen um so weniger vorhanden, je mehr er an das Geld denkt. Das leuchtet leicht bei den sogenannten Geizhalsen ein. Jeder muß über diese Narren lachen, die ihren Geldtafeln hüten, wie Fauner seinen Schatz, und die sich nichts Gutes gönnen, um schließlich lachenden Erben das Ergebnis ihrer Mühen und Sorgen zu überlassen. Aber die klugen Gewinnsüchtigen, nämlich die, die zuletzt gut leben wollen, sind eben solche Narren. Sie können nicht mehr gut leben, wenn die Zeit dazu gekommen wäre, weil sie mit ihrer verkrüppelten Seele nicht mehr genüßfähig sind. Aus der eigenen Empfindung quillt schließlich jeder Genuß, und dann gehört zu allen Dingen Übung. Die Gewinnsüchtigen, die reich geworden sind, kommen zur Festtafel des Lebens, wie Lahme auf den Ball. — Bleiben noch die Leute übrig, die zwar Geld machen, dabei aber doch leben wollen. Nun, diese sind zwar etwas gescheiter, aber nicht viel. Sehr edel kann ihr Lebensgenuß nicht sein, denn das verträgt sich nicht mit der Gewinnsucht, sondern es ist mehr ein lustiges, ein üppiges Leben, das sie führen. Aber es ist höchst gefährlich: das Vergnügen lähmt den Geschäftssinn, und diese Art Leute liefert die bankrotteten Kaufleute und Bankiers, die ruinierten Spekulanten unter den Beamten, Offizieren und sonstigen Ständen, liefert die meisten Selbstmörder und Irrenhinnen.

Deshalb bleibt in Wahrheit gar kein anderer Weg rechter Lebensweisheit, als der, den Christus vorgezeichnet hat. Man kann nicht zwei Herren dienen, nicht Gott und dem Mammon zugleich. Je mehr wir der Gewinnsucht zuneigen, desto mehr entfernen wir uns von dem wahren Glücke; je mehr wir Einsicht besitzen in das Wesen des wahren Glückes, desto weniger sind wir imstande, an das Geld zu denken. Und auch äußerlich sieht man das den Menschen schon an. Kein Gewinnsüchtiger hat noch jemals den Ausdruck inneren Friedens und reiner Heiterkeit auf seinem Gesichte gezeigt, und ganz unmöglich ist es, hinter einer Miene von lachender Freundlichkeit und strahlenden Augen, wie am meisten die Kinder sie haben, den Gedanken an ein Geldgeschäft zu vermuten. Gelbmetzen sind ernsthaft, wenn sie nicht etwa Komödie spielen, um jemanden übers Ohr zu hauen. Sobald die Seele an das Geld denkt, steht der Augapfel still und wird die Miene finstler; dieser Ausdruck versteinert nach und nach in den Gesichtern der Gewinnsüchtigen und verrät die Beschaffenheit ihrer Seele. Wo aber wäre wohl der reich gewordene Mann, der nicht das Lächeln eines Kindes neidisch oder schwermütig beobachtete? Denn die Kinder stehen dem Erlöser am nächsten.

Herzliche Plaudereien.

Von Dr. med. G. Sandern.

Nachdruck verboten.

Die Hausapotheke.

„Sehen Sie, Herr Doktor, diesen reizenden Schrank zur Hausapotheke, den mir mein Sohn zum Geschenk gemacht hat.“

„In der That geschmackvoll! Und dabei erscheint diese Teilung in einen oberen zweithürigen Schrank mit terrassenförmig aufsteigenden Leisten zum Aufstellen von Flaschen und zwei darunter befindlichen Schubladen außerordentlich praktisch.“

„Wie wär's, Herr Doktor, wenn Sie die Liebenswürdigkeit hätten, mir bei der Füllung der Apotheke beifällig zu sein?“

„Mit vielem Vergnügen, gnädige Frau. Ich weiß, daß Sie so verständlich sind, in Hausmitteln nicht gleich Allheilmittel für alle Krankheiten zu sehen, und nicht glauben, im Besitze derselben ärztlicher Hilfe entraten zu können. In der Hausapotheke sollen sich nur diejenigen Medikamente vorfinden, die bei geringen Unpäßlichkeiten, bei denen man nicht gleich zum Arzt schickt, zweckmäßig sind, oder die bis zur Ankunft des Arztes zur Linderung dienen können. Und dann, welche Annehmlichkeit, in der Nacht z. B. nicht den weiten Weg zur Apotheke machen zu müssen. Also ich schreibe Ihnen hier eine Reihe von Dingen auf, die Sie in jeder Apotheke bekommen.“

Beginnen wir mit der Chirurgie! Das erste und wichtigste, was bei jeder Verwundung nötig ist, ist eine Desinfektion der Wunde. Diese geschieht aber nicht mit der beliebten Arnikatinktur! Sie halten dazu eine Flasche mit dreiprozentigem Karbolwasser oder eine Flasche Kreolin, von welcher letzterem Sie einen Eßlöffel voll auf eine Schüssel Wasser thun. Um in recht handlicher Form auf Reisen z. B. ein desinfizierendes Mittel zur Hand zu haben, können Sie eine Röhre mit Sublimatpastillen kommen lassen, von denen eine, in einem Liter Wasser aufgelöst, ein vorzügliches antiseptisches Mittel ergibt. Ich mache Sie jedoch darauf aufmerksam, daß dieselbe nur als äußerliches Wundwasser benutzt werden kann, Sublimat ist ein heftiges Gift! Sie besorgen ferner ein Päckchen Salicyl- oder Bruntsche Watte, ein Päckchen Sublimatgaze, einige Cambrierbinden, und Sie haben alles, was zum Verband nötig ist, bei der Hand. Auch ein Streifen amerikanisches Heftpflaster in Weichbuche erweist sich oft recht nützlich. Bei Nasenbluten machen Sie von der Verbandwatte Gebrauch. Man macht von derselben kleine Pröpsel und stopft diese fest in das blutende Nasenloch — ein Mittel, das ganz sicher die Blutung stillt.

Für Brandwunden thun Sie in die Apotheke eine Flasche Kaltwasser und eine mit Leinöl, die, bei Anwendung gemischt, zum Kühlen der Wunden dienen. Bei geringfügigen Verbrennungen, kleinen Schunden legen Sie etwas Boraxpulver auf; Zinksalbe, Coldcream, Hirschtalg für wundgeriebene Hautstellen werden Sie ebenfalls vorrätig halten.

Wir kommen jetzt zu Ihrem Arzneischack; gnädige Frau, den verschiedenen Thees. Sehr zweckmäßig nehmen Sie diese in komprimierter Form, in der sie jetzt sehr schön hergestellt werden; sie nehmen so einen geringeren Platz fort, und jeder komprimierte Würfel stellt zugleich die Menge dar, die zu einer Tasse Thee nötig ist. Ein sehr bekanntes, bei Erkältungen gebrauchtes Mittel zum Schwitzen ist der Fliederthee. Bei Aufreißfataren zur Lösung des Schleimes und Linderung des Hustens dient der Brustthee; zum Gurgeln bei Rachenerkrankungen wird Salbeithee angewendet. Bei nervösen Zufällen ist Baldrianthee zweckmäßig; als abführender Thee ist St. Germain-Thee im Gebrauch. Es empfiehlt sich, mehrere Mittel der letzteren Art in der Hausapotheke zu besitzen, z. B. Nicotinsäure-Kapseln, Bittersalz und Rhubarber, um bei öfterem Gebrauch wechseln zu können, da sonst leicht Gewöhnung an ein einzelnes Mittel eintritt. Ist der Magen nicht ganz in Ordnung, so wirkt häufig vorzüglich eine Messerspitze doppeltkohlen-saures Natron oder gebrannte Magnesia. Bei Entzündungen des Zahnfleisches und der Mandeln gurgelt man mit Myrrhentinktur (zehn Tropfen auf ein Glas Wasser) oder mit chlor-saurem Kali (einen Theelöffel gelöst in einem Glase heißen Wassers). Zum Einreiben bei Rheumatismen, bei Stichen u. s. w. benutzen Sie etwas Chloroform mit Bilsenkrautöl, Opodeldok oder Sennspiritus. Einige Sennpapiere müssen ebenfalls in der Hausapotheke zur Hand sein.

Und nun zu Ihrem Duälgeist, der Migräne! Halten Sie das Antipyrrin in Pulvern von je einem Gramm zwar vorrätig, benutzen Sie es aber nur, wenn es dringend nötig ist! Allen davor muß ich Sie ernstlich warnen, es in Ihrer bekannten Nächstenliebe auch anderen zu geben. Nicht jeder verträgt es, und es treten bei manchen Personen nach seinem Genuß recht böse Zufälle auf. — Endlich würde ich gern in Ihrer Hausapotheke noch ein ärztliches Maximal-Thermometer sehen, damit Sie jederzeit bei einer Erkrankung feststellen können, ob Fieber vorhanden ist oder nicht.

„Wann aber ist Fieber vorhanden, Herr Doktor?“

„Die normale Körpertemperatur beträgt, in der Achselhöhle gemessen, 37,5 Grad Celsius. Zeigt das Thermometer eine höhere Temperatur, 38 Grad Celsius und darüber, so ist Fieber vorhanden und der Arzt unbedingt zu rufen!“

Noch eins! Um jeder Verwechslung, die die unselbstigen Folgen haben könnte, vorzubeugen, ist alles, was sich in der Hausapotheke befindet, genau zu etikettieren. Und zwar empfiehlt es sich, die Mittel zu innerlichem Gebrauch mit weißem, die zu äußerem Gebrauch mit rotem Etikett zu versehen!“

Blumen- und Pflanzenpflege.

Nachdruck verboten.

März.

Lange Winterzeit liegt hinter uns, und nun steuern wir hinein in den Frühling und in alle die Arbeiten, welche er gewohnheitsgemäß mit sich bringt. Es geht hinaus in den Garten, wo das Düngen, Graben, Säen und Pflanzen ununterbrochen folgt und wo dann, wenn die notwendigen Arbeiten erledigt sind, das Fragen beginnt, denn nicht so leicht ist es zu unterscheiden, was hier zu machen, dort zu lassen ist, um Uebelstände zu heben, die im vorigen Jahre sich gezeigt haben. Was pflanze ich unter hohe Bäume, was immer und immer wieder der Regen schlecht und häßlich wird, was dort, wo die Sonne ihn auf trockener Stelle fortbrennt, oder was auf eine Mauer, die kalt und häßlich schon lange in den Garten hineinsieht? Es giebt ja Fälle, wo nur mit einer Unsumme von Kosten und Arbeit solch unglücklichen Plätzen ein leidliches Aussehen

geschaffen werden kann, aber sehr häufig auch fehlt nur die richtige Pflanze am richtigen Fleck. So ist für schattige Baumpartien der Rosen das teuerste und unzweckmäßigste, was wir verwenden können. Wollen wir einen grünen Untergrund schaffen, dann geben solchen: der kleinblättrige Epheu, das Asarum europaeum, Vinca minor und Schneeglöckchen, Maiblumen, sowie Veilchen können sich ganz zufällig dahin verlieren. Dem Sonnenbrand und trockener Lage widerstehen Pyrethrum Tschitschaschewi, Veronica repens, Arenaria, Fetthenne, Arabis alpina.

Häufiger noch ist unsere Unsicherheit im Obst- und Gemüsegarten. Kein Wunder, denn selbst erfahrene Pomologen und Obstzüchter stimmen nicht einmal überein in der Behandlung eines frisch gepflanzten Baumes! Sollen dessen Zweige zurückgeschnitten werden oder nicht, das ist seit langem ein strittiger Punkt, und entschieden wird diese Streitfrage kaum jemals werden. Im allgemeinen hat aber die Praxis gezeigt, daß es notwendig ist, frisch gepflanzte Hochstämme und Halbhochstämme zurückzuschneiden auf wenige Knospen, und daß der Rückschnitt im ersten Jahre beim Formbaum, also bei Pyramiden, Spalier etc., nur dann von Nachteil begleitet ist, wenn bei der Pflanzung geseht wurde oder die Bäume infolge langer Transportes, ungeschnitten Herausnehmens, mangelhafter Kultur geringe innere Kraft besitzen.

Ferner: was für Kartoffelsorten pflanzen wir? Schon der Herr Landwirtschaftsminister hat in einem Reskript darauf aufmerksam gemacht, daß man sich die Erfahrungen des Vorjahres zu nutze machen und fernerhin nur Kartoffelsorten pflanzen möge, die auch in nassen Sommern der Krankheit widerstehen. Welche sind nun dies? Auf leichtem Boden hat sich vorzüglich bewährt Reichskanzler, auch auf schwerem Boden ist sie zu verwenden, doch besser ist hier eine noch teure Kartoffel Phöbus von Paulsen in Rasengrund bei Blomberg-Lippe, welche große Erträge bringt, dann Jewel, Athene, Fürst zu Lippe, Frigga, sowie Professor Kühn, letztere von Zersch in Köstritz.

Wieviel Fragen allein bringt weiterhin der Mistbeetkasten! Ja, es ist gar nicht leicht ihn ordnungsmäßig hinzustellen an sonnigster, geschützter Stelle — sodas seine Fenster 10 cm hoch haben — und ihn dann sachgemäß zu packen. Aber die Hauptschwierigkeiten liegen doch erst im richtigen Gießen, Lüften und Schattengeben, und wenn dabei — noch so manches andere richtig war, meldet sich erst der Erfolg. Kohlfamen beispielsweise dürfen nicht in feite, frische Mistbeete kommen, wenn sie von der Hernie verschont bleiben, nicht unten schwarz werden und umfallen sollen. Daher man dort, wo alte Erde fehlt, die vorhandene mit Sand mischt, um sie milder zu machen. Noch empfindlicher sind Lebköjen. Am liebsten säet man sie auf einer dünnen Schicht Sand, die über die andere Erde gebreitet ist, deckt auch die Samen mit Sand zu. Und gar das Säen! Nur weite Saat bringt gute Pflanzen — aber immer wieder fallen die Samen zu dicht — erdrücken sich die Pflänzchen schon bald nach dem Aufgange! Dabei bisher keine wirkliche Erschütterung des Säens, denn alle Säe-Instrumente setzen voraus, daß man zu säen verstand. Das wird allerdings anders durch eine Säebüchse, die J. C. Schmidt in Erfurt jetzt in den Handel bringt. Vermittelt eines Schieberes wird bei derselben der Ausfall der Samen verhindert und liegt der Schwerpunkt des Säens nicht so sehr in der führenden Hand, wie in der richtigen Stellung des Schieberes, welche man vor der Aussaat ja leicht erproben kann. Die Säebüchse ist aus Blech gefertigt und kostet 75 Pf. Ganz dicke Samen und auch ganz feine — wie die Samen der Gloxinia, Thydaea, Begonia, lassen sich allerdings nicht damit aus säen — das ist jedoch kein großer Fehler, praktisch bleibt die Säebüchse deshalb doch.

Der Blumenarten, die im Mistbeet ausgefäet werden, sind gar viele. Außer den erwähnten Lebköjen sind Petunien, Verbänen, Scabiosen, Zinnien, Perillen, Goldlack, Nelken, Asters, Tabak und andere mehr die häufigsten. Die Lebköjen kommen schon sehr früh wieder aus den Kästen heraus, sobald sie das zweite Blattpaar getrieben haben, weil sie später im freien nur sehr schlecht anwachsen. Nefesa, Mohn, Collinsia, Godetia, Cynoglossum, Gschölschöjen, Giften werden gleich ins Freie gefäet, Begonien, Glorinien säet man erst in Schalen oder Töpfe in reine Heideerde und bringt sie später ins Mistbeet. Sehr vorteilhaft ist das Mistbeet auch zur Stecklingszucht. Die bekannten Teppichbeetpflanzen Alternantheren, Erefinen, Coleus etc. wachsen trefflich, auch Stecklinge von Fuchsin, Pelargonien, Hortensien und ähnlichen sind wohl aufgehoben. Wo ein Mistbeet nicht zur Verfügung steht, geht die Wurzelbildung bei weitem nicht so rasch von statten und kostet es viel mehr Mühe, im Topfe am sonnigen Fenster junge Pflanzen zu ziehen. Auch Georginen wachsen aus Stecklingen, und will man Stecklinge haben, so müssen alte Pflanzen zum Treiben in Töpfe gefäet werden. Sehr beliebt sind jetzt die Ratusdahlknollen und von diesen Henry Patrick weiß, William Pearoo gelb, Empress of India purpur, Cochineal scharlachrot. Wollen wir von unseren Knollenbegonien mehr Nachwuchs schaffen, so genügt es, die überwinterten Knollen in Stücke zu schneiden. An den Stücken müssen sich nur Augen (Knospen) befinden, damit sie treiben können, und damit Fäulnis die fleischigen Knollenteile verschont, werden sie mit Holzkohlenpulver eingerieben und dann einzeln in kleine Töpfe mit sandiger Erde gefäet. Nicht tief, nur so weit, daß die Knospen mit dem Boden gleichstehen. Ebenso tief pflanzt man Glorinien, Kalabien, Alpenveilchen; nur die Rhizome der Achimenes kommen tiefer und stets zu mehreren, 4—8, in einen Topf.

Interessant sind für unsere Zimmerpflanzen zwei Topfarten, der Selbstbewässerungstopf vom Ingenieur John Schulz in Lautenburg (Westpreußen) und ein Holztopf.

Der Selbstbewässerungstopf, welcher pro Stück 75—60 Pf. kostet, soll das lästige Gießen auf ein Minimum beschränken. Zu diesem Zwecke besteht er aus oberem Topf und Unterfaß. Der Unterfaß ist sehr tief, und der Boden des Topfes befindet sich in gleicher Höhe mit dem Rande des Unterfaßes. Eine Röhre geht von diesem hinunter bis auf den Grund des Unterfaßes, und in die Röhre wird ein Kohlenstoff oder ein Schwamm gesteckt, welche beide das Wasser des Unterfaßes bis zum Pflanzenballen leiten sollen. Sie thun dies auch wirklich, aber leider vermögen sie sich dem Wasserbedürfnis der jeweiligen Pflanze nicht mit ihrer Leitung anzupassen, und so kommt es, daß der Selbstbewässerungstopf nur für raschwachsende Pflanzen verwendbar ist, und dies auch nur dann, wenn man kräftige Pflanzen hineinsetzt. Immerhin lohnt ein Versuch.

Der Holztopf wird von armen Drechslern der Provinz Sachsen gefertigt. Sie haben sich in ihrer Not auf die Anfertigung desselben geworfen und liefern die ungemünzten Töpfe außerordentlich billig. Es kosten 100 kleinster Stecklingstöpfe — die auf ein Postpaket gehen — 2 Mark, die nächste Größe 2,50, 3,60 Mark und so fort. Der Holztopf ist zur Kultur sicherlich gut, er läßt sich auch sehr hübsch bemalen, und ganz besonders eignet er sich zum Einstellen für künstliche Blumen. Daß der Holztopf beim Herunterfallen nicht zerbricht, ist ein weiterer großer Vorteil. Den Versand der Töpfe leitet Rich. Müller in Pöbersbau (Sachsen). Von dort kann man auch Proben beziehen. R. Betten.

Aus dem Frauenleben.

Der Verein der Künstlerinnen und Kunstfreundinnen eröffnete am 11. Februar in den Sälen der Berliner Kunstakademie seine diesjährige (13.) Ausstellung, welche 333 verschiedene Kunstwerke aufwies und ein erfreuliches Zeugnis von der Erhöhung der künstlerischen Leistungsfähigkeit, namentlich auf dem Gebiete des Stilllebens, des Blumenlebens und der Landschaft, ablegte. Im Blumenstück und im Stillleben zeichneten sich ganz besonders Frau Elise Gebinger, Hermine von Preußen, Margarete Sommerbach, H. Lehner, ferner Sophie Geiger, Margarete von Frankenberg, Helene Iversen, Klara Lobedan, Anna Peters, Uta von Beech, sowie die Frau Fürstin von Lippe-Deimold, geb. Prinzessin von Baden, aus. Mit vortrefflichen Landschaften waren Marie von Keudell, Frau Luise Vegas-Parmier, Paula Bonte, Elise Habelt, Martha Runge, Bertha Schrader, Lisa Schröder und G. Westphal-Loeffler vertreten. Unter den Genrebildern waren in erster Reihe zu nennen „Das Thranenkrüglein“ und „Verjagt“ von Gräfin Marie von Kalkreuth, Johann Bilber von Hedwig von Madeweiß, Martha Kronson, Klara Gwald, Anna Gernersheim, Elise Giesler, Johanna Kawerau, Pauline Kofschütter, Anna Langerhans, Fanny Levy und Marie Orth. Unter den zahlreichen Bildnissen in Del., Aquarell- und Pastellfarben bekundeten ein schönes Talent die Arbeiten von Martha Fischer, Betty Wolff, Margarete Gosselmann, Helene Menshausen, Frau von Wartenberg, Baronin von Leuhusen, Frau Beme-Golten, S. Bieber-Böhm, Marie Grelinger, Klara Gwald, Magarete Frije, Bertha Frotz, Elise Göbler, Jenny Gronen, Johanna Kawerau, Frä. Marggraf, Elise Merten, Susanne v. Nathusius, Rosa Regel, Marie Pinoff, Elise Poppe-Lüderis, Johanna Kiesel, Elisabeth Stempel, Martha von Studrad, Anna von Wahl u. a. Die bekannte Münchener Künstlerin Minna Stöck erregte durch drei von köstlichem Humor erfüllte Meisterwerke der Tiermalerei. Auch zwei treffliche plastische Arbeiten hatte die Ausstellung aufzuweisen: von Frau Henry Geiger-Spiegel die Marmorbüste ihres Gatten, von Anna von Kahl die anmutige Bronzefigur eines Amors. Unter den Werken der Kunstfreundinnen waren die fein empfundenen landschaftlichen Skizzen der Frau von Ziele-Winkler und ein Pastellbildnis der Frau von Kalkreuth von besonderem Interesse. — Am 26. Februar veranstaltete derselbe Verein zu gunsten seiner Pensionskasse unter Ausschluß der Herrenwelt ein Kostümfest in der Philharmonie, das vielseitige künstlerische Anregung bot und gut besucht war.

Eine mutige Dame in der Provinz Posen, Frau Döllnow, welche im vorigen Jahre mit eigener Lebensgefahr einen Knaben vor dem Ertrinken rettete, erhielt vor kurzem die Rettungsmedaille.

Seit dem 22. November ist eine mildthätige Warschauerin, Frau Rotward, täglich 220 Mittagsportionen an Notleidende aus; die menschenfreundliche Dame beabsichtigt ihr Liebeswerk bis zum Ende des Winters durchzuführen. — Auch in England ist eine wohlthätige und großmütige Frau, Mrs. Charles Waller, für die Notleidenden in Russland thätig, indem sie in London und anderen Städten eine Reihe glänzender öffentlicher Vorträge über Russland hält, deren voller Ertrag für die Hilfsbedürftigen in Russland bestimmt ist.

Der neueste Triumph der gebildeten Frauen Englands ist der, daß sie die Ehrenpreise bei der Prüfung der „Bachelors of Art“ an der Londoner Universität gewonnen haben. In der ersten Klasse für klassische Literatur bestanden 5 Kandidatinnen und nur ein Kandidat, in der französischen Literatur stellte sich das Verhältnis auf 3 zu 1, in der deutschen war es gleich. In der Theorie und Kunst der Pädagogik holten sich 5 Damen das Diplom, welches nur einem einzigen männlichen Bewerber zu teil wurde.

Totenjahau. In Stockholm starb die bekannte schwedische Romanhistorikerin Emilie Flygare-Carlén, welche für die ältere Generation der Welt ein zu den beliebtesten Erzählerinnen gehörte. Geboren am 8. August 1807 in Strömstadt, wo ihr Vater Rutger Smith als Kaufmann lebte, heiratete sie mit 20 Jahren den Arzt Axel Flygare in Smaland; nach 6 Jahren verwitwet, kehrte sie in ihre Heimat zurück und widmete sich hier, angeregt durch die Erfolge ihrer Landsmännin F. Bremer, der Schriftstellerei. Im Jahre 1841 vermählte sie sich zum zweitenmal und zwar mit dem Stockholmer Bezirksrichter Gabriel Carlén; sie verlor aber auch diesen Gatten und dann sogar ihre beiden hochbegabten Kinder: Eduard Flygare und Rosa Carlén, die sich beide auf schriftstellerischem Gebiete ausgezeichnet hatten. Die Verstorbenen, deren sämtliche Romane ins Deutsche übersetzt sind und 96 Bände umfassen, hat ihr Vermögen ausschließlich für wohltätige Zwecke bestimmt. (Porträt und ausführliche Lebensskizze s. „Bazar“, Jahrg. 1887, S. 389.) — In Hamburg starb die frühere Schauspielerin Frau Julie Schamberg; in Wien die einst hochgeachtete Sängerin Rosa Elllag; in Klagenfurt Fürstin Ottilie von Orsini und Rosenberg, geb. Gräfin von Wurmbbrand-Stuppach, Palastdame der Kaiserin von Oesterreich; in Frankfurt a. M. Frau Emma Jordan, Gemahlin des Dichters Wilhelm Jordan; in Viareggio in Toskana Frau Vittoria Giorgini, jüngste Tochter des Dichters Alessandro Manzoni.

Neue Bücher.

„Die Freuden des Lebens.“ Von John Lubbock. 3. Aufl. Berlin, Friedrich Pfeilbücher. — Das vorliegende, hübsch ausgestattete Buch des berühmten englischen Forschers ist bereits in dritter Auflage erschienen, und es verdient diesen Erfolg durch seinen lebenswichtigen, frischen und anregenden Inhalt vollkommen. Das Buch ist ernst gemeint, es enthält eine Fülle praktischer Lebensweisheit, eine populäre Philosophie, wie sie neuerdings namentlich im Auslande mit Vorliebe und Erfolg kultiviert wird. Das Lubbocksche Buch ist ein Lebensführer, eine Anleitung zum Glückseligen, und es wird, wie in England, so auch in Deutschland eine große Verbreitung finden, denn von dieser Rettung wird ein jeder irgendeinen Nutzen für sein Leben haben.

„Was die Frauen wissen sollten.“ Das Buch einer Frau für die Frauen. Von Mrs. C. B. Duffey, deutsch von Emma Emmerich. — Ein vortrefflicher pädagogischer, hygienischer und praktischer Führer durch alle Phasen des weiblichen Lebens, dessen praktische Belehrungen besonders den Frauen und Müttern angelegentlich zu empfehlen sind.

„Vrehms Tierleben.“ Der jetzt erschienene 6. Band der Neubearbeitung dieses Meisterwerkes enthält Fortsetzung und Schluß der Gruppe „Die Vögel“, er behandelt die Suchvögel, Flossentaucher, Sturm-, Stoß- und Wehrvögel, Strauße etc. Die Gruppe „Vögel“ umfaßt die Bände 4—6, die Gruppe „Säugetiere“ die Bände 1—3; beide Gruppen liegen nun mit einem außerordentlichen Silberreichtum von 116 Sondertafeln in Bunt- und Schwarzdruck und 814 Textbildern abgeschlossen vor. Vrehms Tierleben gilt mit Recht als das beste naturwissenschaftliche Hausbuch, in ihm werden die Ergebnisse der älteren und neueren Forschung in meisterhaften Schilderungen und Darstellungen geboten.

Frühjahrs- und Sommerhüte.

Bei Beginn jeder Saison tauchen im Bereich des Putzschades gar verschiedenartige „Façons“ auf, welche je nach dem verschiedenen Geschmack des vielföppigen Publikums und — der Modistin, Liebhaberinnen finden. Dit verbreiten sich einzelne Formen so schnell und nach allen Seiten, daß sie beinahe All-gemeingut sind, oft bleiben sie für erklüßten Geschmack refer-viert, und wieder andere sinken ebenso schnell, wie sie aufge-taucht, in die Vergessenheit zurück. Unter den diesjährigen Neuheiten scheinen die fast ganz durchsichtigen, aus Perlen, Zettfeinen und Draht gefertigten Capotehüte, durch Spitzen und Band vervollständigt und mit Federn und Blumen garniert, sich besonderer Beliebtheit erfreuen zu sollen. Daneben sind es runde Hüte bald größerer, bald kleinerer Form, denen die Gunst der Menge, besonders der Jugend, zu-gewendet sein wird.

Die Abbildungen unserer Hutgruppe auf der Titelseite zeigen unseren Leserinnen vorläufig einen größeren runden, sowie zwei zierliche kleine Capotehüte oben erwähnter Art.

Ersterer, mit niedrigem Kopf und vorn breiter, hinten schmaler Krempe, aus schwarzem Bastgeflecht hergestellt, ist mit schwarzen Straußfedern, Reiher, gelben Rosen und schwarzer Spitze garniert, welche am Kopfrande über Bandeinlage ein-gereicht, vorn rosettenartig arrangiert und an den hochstehenden Enden durch Draht gestiftet ist. Auf der Innenseite überdeckt die Krempe gleichfalls schwarze Spitze.

Der links davon dargestellte Capotehut besteht aus einem durchsichtigen Teil von auf Draht gereichten Perlen, welcher einer Tüllpassie aufliegt. Letztere ist am Rande mit einer Guirlande flacher Rosen garniert, die teilweise durch gelbliche Spitze verschleiert werden. Außerdem zielt den Hut in der vorderen Mitte des dabelst aufwärts gebogenen Perl-teils eine Schleife aus gelbweißem Atlasband, sowie ein um den Kopf deselben gelegtes schmales Sammetband, dessen Enden die Bindebänder bilden.

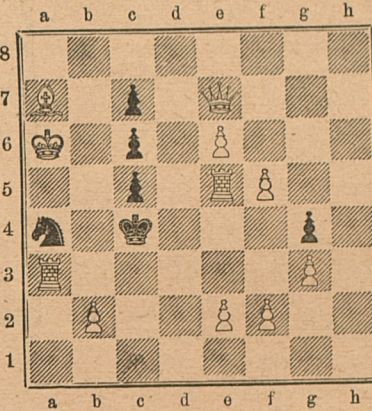
Eine eigenartige Garnitur aus Bandschlingen von 1 1/2 Cent. Breite zeigt der dritte Hut unserer Gruppe. Diese Schlingen sind vorn in vielfachen, hinten in doppelter Reihe einer zur Rundung geschlossenen Passe aufgenäht. Der übrige durch-sichtige Teil des Hutes aus Schmelz- und runden Perlen ist zweimal mit gleichem Band durchzogen, dessen Enden vorn in Schleifen gebunden sind. Hinten eine Spitzenschleife, sowie Sammetbindebänder vervollständigen dieses Modell.

Bezugquelle für obige Modelle: S. Manasse, Friedrichstr. 79, Berlin.

Aufgabe Nr. 310.

Von S. Lehner in Wien.

Schwarz.



Weiße zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Auflösung der Logogriph Seite 80.

Vorstellung, Verstellung.

Auflösung der Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 138 Seite 80.

In 3 3/4 Stunden = 12 1/4 Tag.

Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 139.

Eine bejahrte Lehrerin schilderte in gesellschaftlichem Kreise ein merkwürdiges Erlebnis ihrer Jugend. Ein anwesender Herr, der die Richtigkeit ihrer Darstellung wohl bezweifeln mochte, richtete an die Erzählerin die Frage, wie alt sie wäre.

Sie erwiderte nach einiger Ueberlegung: „Das können Sie leicht berechnen! Wenn Sie die Hälfte meiner Lebensjahre mit ihrem Drittel multiplizieren und zu dieser Summe die Hälfte meiner Lebensjahre hinzufügen, werden Sie die Zahl 693 erhalten.“ Wie alt war die Lehrerin?

Vierfüßige Charade.

Wenn von zwei vier ein Wesen scheidet, Das dir in Lieb' ergeben war, Zeig', wie dein Herz darunter leidet, Vor aller Welt durchs erste Paar!

Ergieß' den Schmerz, den thranenreichen, Am Grabe dann und pflanze dort Als holdes Schmuß- und Liebeszeichen Mit treuer Hand das ganze Wort!

Anagramm-Aufgabe.

Altona Rente Anker Donner Reich Mainz Graun Salis Geier Rinde Indra Reim Assuan Arosen Rheber Laon Heer Bizet Haut Inka Aline Baden Edgar Streich Oftern. Aus jedem der obigen 25 Wörter ist durch Umstellung der Buch-staben ein neues Wort zu bilden. Sind die richtigen 25 Wörter ge-funden, so ergeben ihre Anfangsbuchstaben einen bekannten Aus-spruch. Dr. — e.

Truhe für Kinderwäsche.

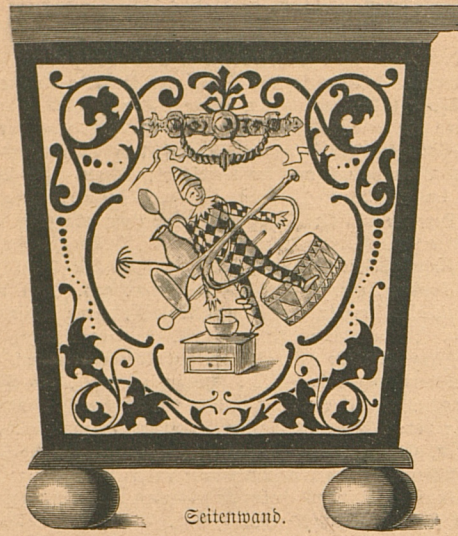
Nachdruck verboten.

In unnützes Stückchen Hausgerät dürfte unsere Truhe nur dort sein, wo ein alter griesgrämlicher Junggeselle wirtschaftet. Zu jedem anderen Haushalte, auch dort, wo keine kleine Familie ist, läßt sich indes unser Holzstückchen recht gut verwerten; hat aber gar Freund Udebar Einzug gehalten, dann wird die Truhe geradezu unentbehrlich.

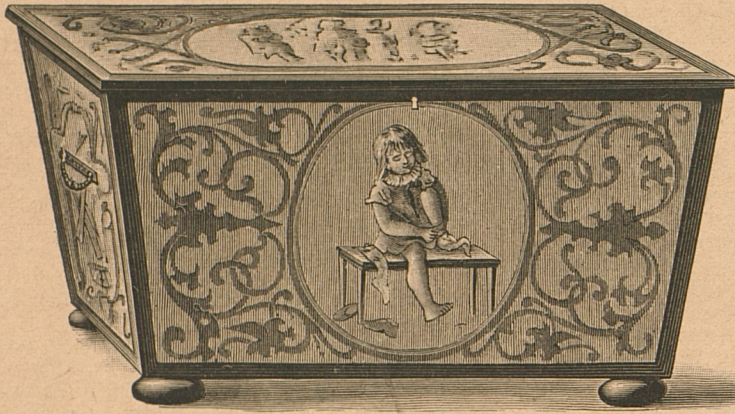
Es sind allerdings Kommodenkästen und Spindchen vorhanden, um den Bedarf an Wäsche aufzunehmen, und trotzdem kommt es der Frau Mama recht gelegen, noch einen handlichen Behälter zu haben, dem sie einen Teil ihrer ganz aparten Schätze anvertrauen kann.

Die hier gezeichnete Holztruhe ist nicht so groß, daß sie einen nutzbaren Raum einnimmt, wir können sie leicht hintragen, wo es eben nötig wird, und haben dabei einen recht praktischen Sitzplatz in der Schlaf- oder Kinderstube.

Bei der Herstellung durch den Tischler lassen wir Eisen-



Seitenwand.



Ansicht der Truhe.



Vorder- und Rückwand.



Deckelplatte.

oder Eschenholz nehmen, Horn würde die Sache unnütz verteuern. Die Maße sind dem beigegebenen Maßstab zu entnehmen. Die Deckplatte hat 36 x 66 cm, die ganze Höhe der Truhe beträgt 42 cm. Um ein Eindringen von Staub zu vermeiden, ist an der Unterseite des Deckels eine übergreifende Leiste zu befestigen, außerdem dürfte es bei der Anfertigung empfehlenswert sein, die Truhe mit einem flachen Einsatzkasten zu versehen; derselbe hat sich wenigstens bei einem in Gebrauch befindlichen Exemplar außerordentlich bewährt.

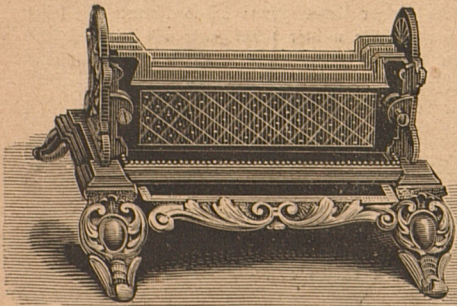
Die Ausführung der Blattzeichnung kann verschiedenartig durchgearbeitet werden.

Wollen wir die Malerei farbig halten, so können wir für das Blattwerk helle olivgrüne Töne, Stiele und Ranken mattbraun, die einzelnen kleinen Beeren rot anlegen. Der Grund würde dunkelbraun, die seitlichen Streifen, sowie die Kreisfassung schwarz aufgelegt werden. Be-

0 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17 18 19 20 21 22 23 24 25 26 27 28 29 30 31 32 33 34 35 36 37 38 39 40 41 42 43 44 45 46 47 48 49 50 51 52 53 54 55 56 57 58 59 60 61 62 63 64 65 66 67 68 69 70 71 72 73 74 75 76 77 78 79 80 81 82 83 84 85 86 87 88 89 90 91 92 93 94 95 96 97 98 99 100 cm.

Wirtschaftsplaudereien.

Neuer Fußbekleidungsreiniger mit Gummi-Einlagen. Zum Reinigen der Stiefel und Schuhe vor dem Betreten der Wohnräume oder Treppen bedient man sich der verschiedensten Geräte aus Metall, Borsten, Kotosfaser und dergl. Sie erfüllen indessen ihren Zweck meist nur unvollkommen, da dieses Material von der Stiefelsohle zwar den größten Unrat, nicht aber die dem Leder anhaftende Feuchtigkeit mit den in ihr enthaltenen Schmutzteilchen entfernt. Zudem besitzen alle diese Reinigungsapparate, falls sie aus Kotosfaser oder Borsten bestehen, den besonderen Uebelstand, daß sich der aufgenommene Staub und Schmutz gar nicht oder doch nur mangelhaft wieder entfernen läßt, sodaß diese Fußbürsten gesundheitschädliche Schmutz-



anfallender werden. — Der neue, in unserer Abbildung veranschaulichte Reinigungsapparat ist mit drei starken, aufrechten Gummi-Einlagen versehen, die beim Hinüberstreifen des Stiefels sowohl die Feuchtigkeit wie den Schmutz vollständig von demselben fortnehmen, die Unreinigkeiten

können aber vom Gummi selbstverständlich nicht aufgesogen werden, sondern fallen durch die zwischen den drei Streifen befindlichen Zwischenräume in den darunter angebrachten Kasten, welcher täglich herausgenommen und entleert wird. Jede Gummi-Einlage wird durch zwei eiserne Plättchen festgehalten, über welche sie fast 1 cm hervorragt, und sobald diese hervorpringende Kante durch längeren Gebrauch abgenutzt ist, werden die Platten durch Lösen zweier Schrauben gelockert, der Gummi etwas weiter hervorgezogen und das Ganze sodann wieder zusammengeschaubt. Ist der Gummi nach jahrelanger Benutzung gänzlich verbraucht, so läßt er sich mit geringem Kostenaufwand leicht erneuern. Der neue, in praktischer wie hygienischer Hinsicht empfehlenswerte Apparat ist in ansprechender Weise aus reich ornamentiertem Gußeisen gefertigt und bronziert; er ist an den Füßen mit Schraublöchern versehen, um ihn nötigenfalls am Fußboden befestigen zu können, und besitzt eine Breite von circa 20 cm. Der Preis des Gegenstandes beträgt 12 Mark.

Bezugquelle: Magazin des k. k. Hoflieferanten C. Cohn, Berlin SW., Leipzigerstraße 88.

Korrespondenz.

Anonyme Anfragen aus Abonnententreisen finden keine Beachtung. Jede Anfrage muß die vollständige Postadresse des Fragestellers und daneben die Angabe, wo Fragesteller auf den „Bazar“ abonniert ist, enthalten.

Verschiedenes. Erna v. M. in S. Eine treffliche Vermittlungsstelle für Lehrerinnen und Erzieherinnen ist der „Allgemeine Deutsche Lehrerverein“. — Soldatinnen Frauen und Mädchen, die im südwestlichen Deutschland Stellung als Wirtschaftlerin, Gesellschafterin, Krankenpflegerin oder dergl. suchen, können wir nur raten, sich an den „Widowschen Frauenverein“ in Karlsruhe (Gartenstr. 47), Abteilung I, Vermittlungsbureau, zu wenden.

B. v. M. in Gerswalde. Die Dichterin F. S. wohnt zur Zeit in Berlin W., Magdeburgerstr. 16.

K. L. in Würzburg. Eine von der Kunst- und Handelsgärtnerei von J. C. Schmidt in Erfurt entdeckte neue Kürbissorte soll erst im September reifen und bis Ende Oktober Früchte bringen. Durch dieselbe Firma können Sie auch wohl den gewünschten Blumenamen beziehen.

H. Z. in Dörfstadt. Das erfragen Sie am besten (auf einer Postkarte mit angegebener Karte für Rückantwort) durch eine Theateragentur, z. B. A. Entsch (Berlin NW., Mittelstr. 25).

H. Z. in Schneidemühl. Vergl. „Bazar“, Jahrgang 1889, S. 188, 411 und 434.

Abonnetin in Bergen (Norwegen). Wenden Sie sich gefl. an die genannte Buchhandlung von Adolf Künast in Wien.

Frau K. B. in Laudenbach. Unserem Empfinden nach ist dieser Ballschmuck unpassend.

Emilie L. (Wals). Ihrem Wunsch bezüglich der Dilettantenarbeiten soll entsprochen werden, sobald es der Raum zuläßt.

H. D. in Berlin. „Flum“ ist der plattdeutsche Ausdruck für „Gänsefloss“, welches man auf vommersche Weise so folgt bereitet. Man zerhackt das Flossfleisch in rohem Zustande, verrührt es dann zu einer schaumigen Masse, würzt diese mit geriebenen Zwiebeln, Salz und nach Belieben auch mit etwas Knoblauch und reicht diesen „Flum“ zu Hülsenfrüchten. Auch bereitet der Pommer „Flum“ noch auf andere Weise, indem er das zerhackte Gänseflossfleisch mit Majoran, Thymian, Vorsdorfer Apfelsin, Zwiebeln, etwas Knoblauch (viele lassen diesen fehlen!) und Gewürze so lange ausbrät, bis das Fett sich bräunt. Das flüssige Schmalz wird abgeseiht und nach dem Erstarren, wie bekannt, verbraucht, der Rückstand „Flum“ wird entweder heiß zu Kartoffeln in der Schale oder Hülsenfrüchten, auch Sauerkraut verpeist oder kalt gereicht.

H. L. in G. (Bodolien). Leider bis jetzt nicht erhalten.

S. Z. L. in Prag. Das wissen wir auch nicht.

M. G. in München. Die Herstellung der sogenannten Sempervivablumen ist für den Laien unmöglich, da große Vorbereitungen dazu erforderlich sind. Man benutzt hierzu kupferne Kästen, die auf dem Boden ein Sieb haben, schüttet hier ganz reinen, gleichförmigen Sand hinein und legt die von allen faulenden und trodnenden Blättern gesäuberten Blumen auf diesen,

sonders für die Kindergruppe würden leichtfarbige Töne von recht guter Wirkung sein, vorausgesetzt, daß die Figuren scharf tiefbraun konturiert wurden. Der Grund könnte einen Dekorton erhalten.

Bequemer und der echten Intarsie ähnlicher würde es sein, wenn wir verschiedene braune Töne zur Ausführung wählen; der Grund würde dann hell, Ornament und Blattwerk dunkel, die Einfassung und die Kontur der Figürchen ebenfalls dunkel, die letzteren jedoch recht leicht abzutönen sein.

Für den Fall, daß ein Brandapparat zur Hand ist, würde er hier ein dankbares Feld haben. Es wären für den Fall zwei Methoden zu verbinden. Die Konturen müßten durch scharfe Brandstriche nachgezeichnet werden. Der Grund wäre mit dem breiten Benzinstift zu punktieren und dann das Ganze mit Hell- und Dunkelbraun zu ergänzen. Die Einfassungen sind alsdann, wie vorher angegeben, dunkelbraun, der punktierte Grund leicht hellbraun zu malen. Bei allen diesen Arten der Ausführung ist zum Schluß eine Lösung von Wachs und Terpentin als Ueberzug zu verwenden. Wir finden detailliertere

Angaben auf Seite 139, 180 und 240 des „Bazar“, Jahrgang 1891. Als Ergänzung zur Brandtechnik möchte ich noch bemerken, daß der Brennstift stets so zu halten ist, daß das Luftloch, welches sich seitlich an der angeschraubten Benzinspitze befindet, vom Körper abgewendet ist. Durch diese Haltung entweichen die Benzindämpfe, ohne direkt die Atmungsorgane zu treffen.

Für diejenigen Damen, welche sich einen Brandapparat beschaffen wollen, ist eine Zusammenstellung aus der Fabrik von Werner und Schumann, Berlin C., Grünstraße, wie sie sich besonders in letzter Zeit vorzüglich bewährte, zu empfehlen. — Die für die Truhe passenden Handgriffe liefert Peartee u. Comp., Berlin S., Ritterstraße 90 unter Nr. 1140, das Schlüsselblech unter Nr. 1144. Oskar Hülker.

* Pausen in Originalgröße sind von Frau Anna Hülker, Berlin S., Alexandrinenstraße 38, für Mf. 3 zu beziehen.

bleibt nach und nach so viel Sand auf, daß die ganze Pflanze bedeckt ist, sorgt besonders dafür, daß auch jedes Teilchen der Blätter mit Sand umgeben ist und trocknet so durch Erhitzen des Sandes die Pflanze aus. Ist sämtliche Feuchtigkeit entwichen, was auch nur durch die Praxis erlernt werden kann, wird über den Sand fließendes Paraffin oder Stearin gegossen, dieses durchzieht den Sand und bringt in die Blume ein. Nun erst läßt sich die Pflanze herausnehmen, der Sand wird vorsichtig aus der Blume entfernt. Die so präparierte Blüte ist übrigens keineswegs der Frische entsprechend, sondern ist und bleibt ein einbalsamiertes Material, das zerbrechlich und auch zu nichts zu gebrauchen ist. Das unansehnliche Aussehen und der außerordentliche Kostenpunkt bedingt präparierter Pflanzen hat es dabei auch zugeebracht, daß diese Art der Behandlung überhaupt vollständig aus der Mode gekommen ist.

Anna K. in P. Die Ausbildung als Kindergärtnerin im Seminar des Berliner Fröbelvereins kostet 108 M. pro Jahr; die einer Kinderpflegerin 42 M.

Gertrud W. in K. Vielleicht wenden Sie sich an das neubegründete „Marienheim“ in Berlin (N. Vorstadt 5), in welchem gegen hundert Mädchen der arbeitenden Stände billige Unterkunft und Kost und ebenso viele in praktischen Haushaltungsgegenständen Unterricht finden.

Frau C. M., S. Rosa in Wien u. a. Die von Ihnen gewünschten Monogramme werden wir, sobald es der Raum gestattet, im „Bazar“ bringen. Besondere Zeichnungen von Monogrammen sind durch Frau Anna Hülker, Berlin S., Alexandrinenstraße 38 II, zu beziehen, wir können derartige Bestellungen nicht ausführen.

M. G. Am besten werden Sie über Ihre Anfrage Auskunft finden in der Schrift „Der Kurgast in Töls-Krankenheil“ I. Teil von Dr. J. Lefel (2. Aufl., Töls, Dewig's Verlag 1891).

M. Z. in Ansbach. Sie beziehen den Heußischen Prax- und Badapparat direkt vom Erfinder, Herrn Paul Heuß, Leipzig, Wintergartenstr. 9.

Mit dieser Nummer

schließt das I. Quartal. Das Abonnement auf das neue Quartal bitten wir baldigst erneuern zu wollen, damit in der Zusendung der erscheinenden Nummern keine Unterbrechung eintritt. Besonders bei den Postanstalten ist die ausdrückliche und rechtzeitige Erneuerung des Abonnements erforderlich.

Alle Postanstalten und Buchhandlungen nehmen jederzeit Abonnements auf den „Bazar“ an zum Preise von 2 1/2 Mark = 1 fl. 50 Kr. pro Quartal.

Administration des „Bazar“.

Alle für den „Bazar“ bestimmten Briefe, Manuskripte, Zeichnungen und Bücher sind, ohne Beifügung eines Namens, zu adressieren: An die Redaktion des „Bazar“, Berlin SW., Charlottenstraße 11.

Verlag der Bazar-Aktion-Gesellschaft (Direktor L. Ullstein) in Berlin SW., Charlottenstraße 11. — Redigiert unter Verantwortlichkeit des Direktors. — Druck von B. G. Teubner in Leipzig.